1,70 DM / Band 40
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Das unheimliche Luftschiff



Frankreich **F 5,50** / Italien **L 1500** / Niederlande **f 2,15** / Spanien **P 115** (inc. IVA)



Band 40

Das unheimliche Luftschiff

Die Luft war kühl und feucht an diesem 14. Oktober des Jahres 1886. Dichter Nebel zog vom Ufer herauf und kroch in die schmalen Gassen zwischen den Lagerschuppen. Immer höher und höher stieg er an, und die Menschen beeilten sich, in ihre warmen und schützenden Häuser und Katen zu kommen. Es roch nach Fäulnis an diesem Abend, und Fäulnis war der Vorbote der Pest.

In den Hafenspelunken munkelten es die Seeleute, und sie berichteten über Jahre, in denen der Herbst ähnlich gewesen war. Jedesmal hatte es im darauffolgenden Winter eine Epidemie gegeben, und die Bewohner der Stadt waren hinauf nach Norden geflohen, in die Wälder von St. Albans und Harlow, weg von

diesem todbringenden Wasser.

Die Welt des Hexers

Während unser Held in der Arabischen Wüste um sein Leben und den Fortgang der Serie kämpft, wollen wir uns mit diesem Band seinen Freunden im fernen England zuwenden – Howard Philips Lovecraft und seinem Leibdiener und Kampfgefährten Rowlf.

Die beiden ahnen nichts von Roberts überstürzter Reise durch das Tor der GROSSEN ALTEN; sie wähnen ihn noch immer in Dartmoor, in der Gesellschaft von Sir Henry Baskerville.

Und während Robert Craven gegen den Magier Nizar antritt und das fünfte der SIEBEN SIEGEL DER MACHT erlangt, auf Sill el Mot, die Templerjägerin, trifft und zusammen mit ihr in einen verheerenden Sandsturm gerät, zieht sich um seine Freunde eine Falle zusammen. Jetzt, da sie nicht unter Roberts magischem Schutz stehen, sind sie verwundbar geworden – eine Chance, die sich die GROSSEN ALTEN nicht entgehen lassen.

Doch welchen Plan die uralten Götter verfolgen, davon soll in dem Roman die Rede sein. An dieser Stelle sei nur noch einmal aufgeführt, welche Rolle Howard und Rowlf in der Saga um den HEXER spielen.

Howard Lovecraft wurde am 10. August 1890 in Providence, USA, geboren. Ganz recht: 1890 – und das, obwohl die Serie im Jahre 1886 spielt! Der Schlüssel zu diesem Paradoxon liegt in Howards einzigartiger Begabung. Einst war er ein Ordensbruder der Tempelritter; eine fanatische religiöse Sekte, deren innerer Zirkel über Menschen verfügt, die sich auf dem Gebiete der Magie vervollkommnet haben. Dabei beherrscht jeder dieser Master ein Spezialgebiet – bei Howard ist es der Einfluß auf die Zeit. Er ist als Time-Master fähig, geringfügig in den Lauf der Zeit einzugreifen, und diese Fähigkeit hat er auch nach seinem Austritt aus dem Orden behalten. Lange Jahre war er ein Verfolgter des Ordens, bis Robert Craven den Großmeister zu einem Waffenstillstand zwingen konnte. Allerdings – einen Zeitraum von mehreren Jahren vermag Howard nicht zu überbrücken – das Geheimnis um seine Reise in die Vergangenheit vor seiner eigenen Geburt wird ein späterer Zyklus klären. Howard Lovecraft war lange der Freund Roderick Andaras, Roberts Vater, bis dieser den ALTEN zum Opfer fiel und sein Sohn sein Erbe antrat.

Rowlf – wie sein Familienname lautet, hat er selbst längst vergessen – ist dagegen ein »normalsterblicher« Mensch seiner eigenen Zeit. Seit er in Howards Dienste trat, ist er dessen engster Vertrauter und außer Robert sein einziger Freund. Er gibt sich unbeholfen und dumm – eine Tarnung, die fast jeden Gegner täuscht. Rowlf nun aber unscheinbar zu nennen, wäre ebenso falsch. Mit seinen zwei Metern Körpergröße und der Kraft eines Bullen hat er schon so manches Abenteuer zugunsten des HEXERs entschieden.

* * *

Schmierige Wellen leckten an den Holzbohlen der Docks. Die Flut brachte Treibgut von der Themsemündung mit sich, und in den Kuhlen und Nischen der Bassins östlich der erst halb vollendeten Tower Bridge sammelte sich der Unrat, den die Schiffer über Bord gekippt hatten: faules Fleisch und stinkende Kartoffeln, zerbrochene Kisten und alte Lumpen, mit denen die Seemänner ihre wunden Handballen bedeckten, wenn sie sich in den Stürmen der Nordsee gegen den Wind stemmten und versuchten, die Segel straff und doch nicht überspannt zu halten.

Irgendwo brannte eine einzelne Gaslaterne und markierte den Hofeingang von Benny's Inn. Der Rest der Docks war in tiefe Finsternis getaucht.

Die Themse schmatzte. Während der Flut stieg ihr Wasserspiegel um dreieinhalb Meter an. Dann lagen selbst die steinernen Treppen an den Anlegestellen unter Wasser. Bei Ebbe waren sie glitschig; kleine, algenüberzogene Kerben in den Kaimauern, auf deren Stufen sich so mancher betrunkene Seemann schon den Hals gebrochen hatte, bevor ihn die Fluten aufnahmen und hinaustrugen, an den Docks und an Greenwich vorbei bis zu den Leuchttürmen und dann hinaus ins offene Meer.

Und es ging die Sage, daß so mancher von ihnen zurückgekehrt war – längst tot und doch lebendig…

Der Nebel verdichtete sich weiter, bildete eine undurchdringliche Mauer aus Schweigen und Angst und eisiger Kälte. Wen er verschluckte, der war gefangen in einer fremden, unheimlichen Welt. Wen er wieder entließ, dem kam es vor, als sei ihm das Leben neu geschenkt worden. Der Nebel war finster in dieser Nacht. Es gab keinen Himmel über London, und die Gebete der Frauen und Kinder hinter den windschiefen Fensterläden oder den zerbrochenen,

notdürftig geflickten Scheiben wurden erbarmungslos von dem feuchten Dunst verschluckt, noch ehe sie den Allmächtigen erreichen konnten.

Der Nebel nahm alles in sich auf. Er war wie ein Grab, und er schwieg über alles, was in seinem feuchten Mantel vor sich ging. Der Nebel war der engste Verbündete des Todes.

Besonders in dieser Nacht.

Niemand bemerkte das Brodeln unterhalb der Tower Bridge. Nicht einmal die Matrosen der Handelsschiffe, die sich zaghaft durch den Nebel tasteten oder an den Kaimauern vertäut lagen, wurden aus ihrer Schläfrigkeit gerissen, in der sie die Zeit der Wache auf dem Vor- und Achterdeck verbrachten. Sie saßen oder standen in klamme Decken eingehüllt, und das einzige Geräusch, das sie vernahmen, war das Klappern ihrer eigenen Zähne.

An den steinernen Säulen der Brücke, umrahmt von stählernen Baugerüsten, begann es heftiger zu brodeln. Die dampfende Oberfläche des Wassers geriet in Wallung. Blasen stiegen auf, groß und stinkend. Sie verteilten sich und bildeten dunkle Flecken in der Nebelwand. Die Themse kochte, kochte in einem Umkreis von zwölf Yards, und die Erscheinung bewegte sich langsam von der Brücke weg und auf die Docks zu.

Etwas glitt durch das Wasser, eine schwarze, nicht faßbare Erscheinung, ein entsetzliches Ding, das die Dunkelheit und den Nebel benutzte, um ungesehen an sein Ziel zu gelangen. Es bewegte sich südostwärts an der Pier entlang und schwenkte dann in den engen Kanal ein, der in das St. Katharina Marina Dock führte. Es driftete in das Westbassin hinein, auf die schmalen Treppen unterhalb des Main Trade Center zu. In Ufernähe angelangt, kam es zur Ruhe. Das Brodeln verschwand, nur die stinkenden Blasen stiegen weiterhin auf.

Dann, plötzlich, breiteten sich nach allen Seiten hin hektische Wellen aus. Sie schlugen verlangend gegen die Stufen und erzeugten klatschende Geräusche.

Der Nebel über dem Wasser riß für ein paar Augenblicke auseinander. Doch niemand sah, was in diesen Sekunden aus dem brackigen Wasser stieg.

In einer solchen Nacht, sagte der Volksmund, waren nur Bösewichte unterwegs und Betrunkene. Oder der Tod...

* * *

In der East Smithfield waren drei der fünf Gaslaternen erloschen. Der Nebel hatte sie mit seiner Feuchtigkeit heimtückisch erstickt. Die beiden restlichen befanden sich etwa dreihundert Yards voneinander entfernt, und ihr trübes Licht reichte nicht aus, um die Hand vor Augen erkennen zu lassen.

Professor James Moriarty ließ ein ungnädiges Brummen hören. Er ging leicht nach vorn gebeugt, um einem zufällig mit einer Handlaterne entgegenkommenden Passanten keine Möglichkeit zu geben, sein Gesicht zu erkennen. Er trug einen dunklen Anzug und einen schwarzen Capemantel, den er mit der linken Hand vorn zusammengerafft hielt. Seine Rechte umklammerte den Stock, den ein Mann seines Standes stets bei sich trug.

Irgendwo schlug eine Tür. Das Geräusch klang dumpf in der alles verschluckenden Feuchtigkeit. Die lauten Stimmen, die aufklangen, hörten sich wie das Gewinsel geprügelter Hunde an. Dann herrschte wieder Ruhe. Nur das leise Glucksen des Wassers an den Holzbohlen der Stege war jetzt noch zu hören.

Professor Moriarty beachtete beides kaum. Er eilte weiter, ein dunkler Schatten in der Nacht. Seine Stiefelsohlen markierten seinen Weg: ein leises und regelmäßiges Klacken auf dem groben Kopfsteinpflaster.

Die erste der beiden brennenden Laternen kam näher. Ihr Licht flackerte, die Flamme rußte – ein deutliches Zeichen, daß die Düse lange nicht gereinigt worden war. Die Feuchtigkeit tat ein übriges.

In der Ferne schlug eine Uhr. Die Glocken dröhnten verhalten durch den dichten Nebel. Fast schien es, als wollten die Töne in ihm steckenbleiben.

Moriarty blieb unter dem Gaslicht stehen und zog seine Taschenuhr hervor. Die goldene Uhrkette blitzte verführerisch im armseligen Licht.

Noch eine Stunde bis Mitternacht.

»‘n richtiges Novemberwetter. Und dabei ha’m wir erst Oktober«, sagte eine dumpfe Stimme aus der Dunkelheit. Moriarty zuckte zusammen, ließ die Uhr verschwinden und fuhr herum. Sein Mantel klaffte auf, der Stock zeigte nach vorn. Er versuchte zu erkennen, mit wem und wie vielen er es zu tun hatte.

Aus der finsteren Nebelwand schälte sich eine einzelne Gestalt. Sie schwankte leicht. Ihre Augen glänzten stumpf, flammten dann in jähem Erkennen auf.

Die Alkoholfahne des Mannes ließ Übelkeit in Moriarty aufsteigen.

»Ah, sieh an. Der Pro… Professor persön… lich.« Eine Hand schnellte nach vorn und streckte sich Moriarty verlangend entgegen. »Nur… ‘n paar Shilling für ‘nen Schnaps, Professor. Ich schweige… auch wie’n Grab. Ich… habe Sie hier… nicht gesehen. Bestimmt nicht!«

James Moriarty spuckte verächtlich aus. Er war nicht in der Laune, sich mit diesem Säufer abzugeben. Barnley gehörte zu jener Art von heruntergekommenem Gesindel, das seine Großmutter verkaufte, wenn der Erlös für einen Rausch reichte.

»Du stinkst«, zischte er. »Verschwinde!«

Der Betrunkene wich ein wenig zurück, aber seine Augen leuchteten heimtückisch auf.

»Bei… bei Benny’s ha’m sie mich raus… geschmissen. Aber du wirst mi… mich nicht… so schnell… los!«

Er richtete sich ein wenig auf.

»Was willst du?« fragte Moriarty scharf. Die Gaslaterne flammte unter einem Lufthauch ein wenig heller auf und beleuchtete seine Gestalt. Moriarty war groß und hager. Sein Gesicht wirkte eingefallen, die Nase besaß die Form eines Habichtschnabels, und der breite Mund mit den schmalen Lippen und das spitz zulaufende Kinn standen in keinerlei Harmonie zueinander. Die kleinen, stechenden Augen gaben dem Gesicht des Professors einen irgendwie bösartigen Zug. Die schwarzen Haare trug er glatt nach hinten gekämmt, und die Brauen auf den stark ausgeprägten Augenknochen sahen aus wie dünne Drähte.

»Geld«, lallte der Betrunkene. »Nur ‘n wenig Geld!«

»Ich gebe dir nichts! Ich habe nichts dabei!«

Er wandte sich ab und ging weiter. Der Betrunkene brach in verhaltenes, ordinäres Lachen aus. Moriarty stutzte bei diesem Klang. Das Lachen alarmierte ihn. Barnley folgte ihm und holte auf. Im Abstand von drei Yards wankte er neben Moriarty her.

»Damals, im Mai, da hab' ich dich… ich meine Sie… erkannt, Professor. Drunten an… der Carron Wharf. Die Sache' mi… mit dem Sack, der in der Themse ver… sank. Ja, ja… unsere gute alte Themse. Sie schweigt wie 'n… Grab. Wie ich… Nur, ich hab' meinen… Preis!«

James Moriarty blieb so abrupt stehen, daß Barnley zusammenzuckte. Der Stock fuhr zur Seite und deutete auf den Betrunkenen. Moriarty drehte an dem Messingknauf und zog den elfenbeinfarbenen Griff zurück. Eine rasiermesserscharfe Klinge fuhr aus dem Stock; das feine Sirren in der Dunkelheit mußte selbst für einen unter Alkohol stehenden Menschen ein Alarmsignal sein.

»Alles hat seinen Preis!« sagte er gefährlich leise. »Du sollst den bekommen, der dir zusteht. Aber heute bin ich ausgesprochen gnädig, du Hund. Da!«

Die Klinge des Stockdegens durchschnitt den Nebel. Die Bewegung war so schnell, daß Barnley nicht reagieren konnte. Er mochte vielleicht ahnen, was Moriarty vorhatte, aber es war bereits zu spät. Die Klinge schlitzte das Wams des Betrunkenen auf und drang ein kleines Stück in seine Brust ein. Barnley schrie auf und warf sich zurück. Er stürzte, fiel hart auf das grobe Pflaster und blieb stöhnend liegen. Sein Hemd färbte sich rot.

»Mörder!« ächzte der Mann. »Du Mörder! Ich… werde dich…«

»Nichts wirst du«, unterbrach Moriarty ihn barsch. Die Spitze der Waffe zielte gegen Barnleys Kehle. »Noch ein Wort, und ich steche dir die Gurgel durch. Mit Gesindel wie dir mache ich kurzen Prozeß. Hast du verstanden?«

»J… ja!«

James Moriarty wandte sich ab und ließ die Klinge mit einem metallischen Geräusch verschwinden. Es klickte, und das Gesicht des Professors erschien über dem Verletzten.

»Danke mir auf den Knien, daß die Waffe nicht mir Curare behandelt ist, sonst wärst du bereits ein toter Mann!« zischte er.

Dann ließ er den Betrunkenen einfach liegen und setzte seinen Weg fort. Der Nebel verschluckte seine hagere Gestalt, und nach einer Weile erstarb auch das Gewimmer des Verwundeten. Moriarty geriet endgültig aus dem Lichtkreis der Gaslaterne und mäßigte seinen Gang.

Nach einer Weile hörte er in einigem Abstand schleichende Schritte

hinter sich. Er grinste. Er hatte damit gerechnet. Barnley folgte ihm; der Betrunkene sann auf Rache. Moriarty verzog geringschätzig das Gesicht. Er orientierte sich wie jemand, der sich selbst mit geschlossenen Augen in diesem düsteren Viertel auskannte. Nach dreißig Schritten bog er nach rechts ab und schlich auf Zehenspitzen an der Wand eines Lagerhauses entlang auf die Kaimauer zu. Einmal hustete er unterdrückt, gerade laut genug, um den Verfolger auf sich zu lenken. Barnley konnte ein kühles Bad gut vertragen, um seinen Mut etwas abzukühlen.

Einen Atemzug lang blieb der Professor stehen und lauschte. Barnley folgte ihm. Er kam ebenfalls die Hauswand entlang.

Moriarty huschte weiter. Er ahnte die Kaimauer und die Treppe, ohne sie zu sehen. Das Gebäude war zu Ende, und Moriarty verharrte hinter der Ecke und wartete.

Vom Bassin her kam ein Geräusch. Es war anders als das übliche Schmatzen des Wassers an den Holzbohlen. Es war fremdartig.

Und dann roch James Moriarty den Gestank. Es war nicht der Odem der Fäulnis, der immer über den Hafenbecken lag. Es stank geradezu bestialisch, und der Nebel trug den Geruch in dichten Wolken heran. Moriarty hielt den Atem an.

Barnley kam. Er schlich an ihm vorbei, und für einen Augenblick konnte der Professor einen vagen Schatten erkennen, der den Nebel zerteilte. Der Betrunkene bemerkte ihn nicht. Er hielt auf eine der Treppen zu, die hinab zu den Planken führten, wo einige kleinere Schiffe vertäut lagen. Der Schatten verschwand, und auch die Schritte Barnleys verklangen.

Und dann zerschnitt ein scharfes Zischen die Stille. Etwas klatschte auf die feuchten Pflastersteine unmittelbar an der Kaimauer. Ein überraschter Ausruf Barnleys folgte, ein Keuchen, das in einen anhaltenden Entsetzensschrei überging. Der Schrei währte nur wenige Sekunden, aber er ging Moriarty durch Mark und Bein. Unwillkürlich wich der Professor bis zur Seitenmauer des Gebäudes zurück, jederzeit bereit, die Flucht anzutreten. Er kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen, tastete nach seinem Feuerzeug. Augenblicke später leuchtete die kleine Flamme auf und erhellte die Umgebung notdürftig.

Doch James Moriarty konnte nichts erkennen. Der Nebel verbarg die unheimlichen Vorgänge an der Kaimauer vor seinen Blicken. Im

Schein des Feuerzeugs leuchtete er grauweiß und blendete ihn.

Und dann sah er doch etwas. Aus dem Wall undurchdringlicher Nebelschwaden rann eine winzige rote Spur. Sie vergrößerte sich rasch zu einem Rinnsal und bildete eine Pfütze auf dem feuchten Pflaster. Wieder klang das Zischen auf, lauter und härter diesmal. Die Pfütze verwandelte sich in eine dampfende Lache.

Jetzt wurde es selbst James Moriarty unheimlich. Er wandte sich zur Flucht. Seine Stiefelabsätze knirschten verräterisch laut auf dem Boden. Mit der linken Hand tastete er nach der Gebäudewand, die Rechte umklammerte seine Waffe, als er sich vorsichtig Schritt um Schritt zurückzog. Er kam nicht weit.

Etwas Kaltes, Feuchtes schlang sich mit einem peitschenden Geräusch um seinen rechten Fußknöchel und jagte eine Welle des Schmerzes durch seinen Körper. Moriarty verlor das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin. Er schlug sich die Ellenbogen und die Knie blutig. Der Stockdegen wurde ihm aus der Hand geprellt und schlitterte davon, unerreichbar für ihn. Das Feuerzeug fiel zwischen ihn und die Blutlache und brannte flackernd weiter. In seinem Licht sah Moriarty, was sich da aus dem Nebel auf ihn zu bewegte.

Es war ein unheimliches schwarzes Etwas, ein pulsierender nasser Sack mit schleimiger Haut, tentakelbewehrt wie die Riesenkraken in den Seemannsgeschichten, die er nie geglaubt hatte. Es kroch langsam auf ihn zu, schmatzend und glucksend. Der widerliche Gestank, den es vor sich herschob, raubte dem Professor fast den Atem. Er glaubte, daran ersticken zu müssen, und warf seinen Körper herum. Wieder flammte der Schmerz auf, und sein rechtes Bein fühlte sich dick und leblos an wie ein aufgequollenes Stück Holz.

»Laß mich!« stöhnte Moriarty. Schmerz und Panik verzerrten seine Stimme. »Ich kann dir behilflich sein!«

Es war absurd. Als ob dieses… Meeresungeheuer sein Flehen hätte verstehen können! Ein halbes Dutzend weiterer Tentakel, dick wie menschliche Oberarme, krochen heran und griffen nach ihm.

Moriarty warf den Kopf zurück und begann, mit dem freien Bein wie von Sinnen um sich zu treten. Es half ihm nichts. Das Ungeheuer kam über ihn und schnürte ihm die Luft ab. Es rollte ihn in seine Tentakel ein und zog ihn näher an sich heran. Der ekelerregende Gestank nach Seetang und Moder schlug wie eine feuchte Woge über ihm zusammen. Er schnappte erneut nach Luft – es ging nicht mehr! Doch

die Panik währte nur kurz. Übergangslos versank Moriarty in einen Zustand der Trance, erlebte wie im Halbschlaf, was mit ihm geschah.

Es konnte nicht sein. Es war unmöglich! Er war sich plötzlich sicher, das alles nur zu träumen.

Die Tentakel des Wesens verschmolzen mit seinem Körper! Sie lösten sich vom eigentlichen Leib, der halb im Nebel, halb im Licht des Feuerzeugs lag, begannen sich wie weiche, nachgiebige Gallertmasse an seine Kleidung und seine Haut zu schmiegen, und durchdrangen Mantel und Anzug mühelos. Sie wurden eins mit Professor Moriarty – und er eins mit ihnen. Ein grelles Feuer begann in seinem Körper zu brennen, aber es verzehrte ihn nicht; im Gegenteil, es wärmte ihn wohlig. Langsam löste sich die Beklemmung von seiner Brust, und er konnte wieder frei atmen. Für Sekunden verspürte er noch einen sanften Druck in seinem Kopf, nicht schmerzhaft, nicht einmal unangenehm, dann war es vorbei. Er konnte wieder klar denken. Vorsichtig richtete er sich auf.

Es war wie das Erwachen aus tiefem Schlaf. Das Ungeheuer war verschwunden! Er selbst war unversehrt; nicht einmal sein Fußknöchel tat noch weh. Weit entfernt schlug Big Ben die Mitternachtsstunde.

Moriarty stand auf und griff nach dem Feuerzeug. Er fand den Stockdegen und nahm ihn an sich.

»Ich bin von Barnley überrascht und zusammengeschlagen worden«, flüsterte er heiser und wußte gleichzeitig, daß das nicht der Wahrheit entsprach. Er starrte auf die Blutlache am Boden und folgte ihr in den Nebel hinein.

Seine Füße stießen an helle, schmale Gebilde, im Nebel kaum zu erkennen. Menschenknochen. Und ein bleicher, hohler Schädel.

Moriarty trat mit den Stiefeln danach und schleuderte Barnleys Gebeine über die Kante der Kaimauer in das brackige Wasser hinab. Eine Weile blieb er sinnend stehen und sah zu, wie der Schädel auf und ab hüpfte und schließlich versank.

Moriarty machte auf dem Absatz kehrt und schritt mit traumwandlerischer Sicherheit in die Dunkelheit hinein. Er löschte sein Feuerzeug und steckte es ein. Er brauchte es nicht mehr. Er sah jetzt alles so klar und deutlich, als sei es heller Tag.

In seinen Gedanken war ein Wissen, das er vorher nicht besessen

hatte. Er wußte jetzt, daß etwas zu ihm gekommen war. Barnley hatte es nicht brauchen können, deshalb hatte er sterben müssen.

James Moriarty vergeudete keinen weiteren Gedanken an den Betrunkenen.

»Savile Row sieben, Burlington Gardens«, murmelte er vor sich hin. »Morgen, pünktlich um die Mittagszeit!«

Der Nebel verschlang ihn endgültig. Professor James Moriarty machte sich auf den Weg, seinen Auftrag auszuführen.

* * *

Harvey Davidson, der Hausdiener, hatte das Frühstück auf dem Kamintisch im hinteren Teil der Halle serviert. Es roch im ganzen Haus nach Tee und frischem Gebäck, und Howard überzeugte sich durch einen Blick auf die Wanduhr, daß es tatsächlich schon kurz vor zehn war. Er griff nach der Klingel auf dem Kaminsims und läutete. Sein Blick ruhte auf der Tür, die den Korridor von der Halle abschloß.

Nichts rührte sich. Harvey hörte das Klingeln nicht.

Howard seufzte leise. Er ließ sich in einen der Ledersessel sinken, die vor dem Kamin standen, und blickte versonnen auf die frisch gewichsten Spitzen seiner Lederstiefel. Er klingelte kein zweites Mal. Harvey hätte es wieder nicht gehört, und Howard wollte den Alten nicht unnötig hetzen.

Seit Priscylla in dieses Sanatorium außerhalb Londons geschafft worden war und Mary sie dorthin begleitet hatte, war Harvey der einzige dienstbare Geist, den das Haus Nummer 9 am Ashton Place aufzuweisen hatte. Harvey putzte die Schuhe, machte die Betten, bereitete die – immerhin seltenen – Mahlzeiten, bestellte den Kräutergarten hinter dem Haus und reparierte alles, was mit eigenen Händen repariert werden konnte. Daß sein Alter ihn dabei manchmal behinderte und sein Körper nicht immer machte, was der Geist wollte, sah man ihm großzügig nach.

Howard starrte in den dunklen Kamin und verschränkte die Arme. Ein feines Lächeln erschien in dem scharfgeschnittenen Gesicht des Amerikaners. Von irgendwoher hörte er die schweren Schritte Rowlfs. Sein Leibdiener und Kampfgefährte bewegte sich irgendwo in den oberen Stockwerken. Wenigstens Rowlf war noch da und verhinderte

mit seinem gutmütigen Humor, daß das Haus endgültig vereinsamte.

Es war schon leer genug. Robert war – reichlich überstürzt, wie Howard fand – nach Dartmoor gereist, und eigentlich hätte er längst zurück sein müssen. In solchen Fällen war Howard es jedoch gewohnt, daß es keinen eigentlichen Zeitplan gab. Robert würde zurückkehren, sobald er das wußte, was er hatte wissen wollen, oder sobald er ausgeführt hatte, was zu tun war. Zwar hatte Harvey vor einigen Tagen behauptet, ihn hier gesehen zu haben, doch das schien Howard wenig glaubhaft. Robert hätte sich bei seiner Rückkehr doch zumindest bei ihm gemeldet.

Dennoch, eine unterschwellige Sorge blieb. Sie ließ Howard nicht völlig zur Ruhe kommen. Er hatte eine unruhige Nacht verbracht, und sein Versuch, sich vor dem erloschenen Kamin zu entspannen, schlug kläglich fehl. Schließlich gab er sich einen Ruck und erhob sich. Er öffnete die Tür und hörte Harvey in der Küche mit Töpfen klappern.

Der alte Diener blickte auf, als Howard den Raum betrat.

»Harvey, haben Sie gestern im Laufe des Tages etwas Ungewöhnliches bemerkt?« erkundigte er sich. »Ist jemand gekommen? Hat Robert eine Nachricht geschickt?«

»Nein, Mr. Lovecraft. Es kam keine Nachricht und auch kein Bote. Während Sie mit Mr. Rowlf in der City weilten, war lediglich der Milchmann hier. Aber wie ich schon sagte: Vor einigen Tagen...«

»Danke, Harvey!« Howard seufzte übertrieben laut. Er hatte die Geschichte mehr als zehnmal über sich ergehen lassen und war zu dem Schluß gekommen, daß Harvey offensichtlich einen Fremden an der Haustür mit Robert verwechselt hatte.

Nachdenklich kehrte er zum Kamin zurück. Minutenlang war Howard versucht, den nächsten Zug nach Dartmoor zu nehmen. Dann aber wischte er den Gedanken wieder beiseite. Langsam war es wirklich an der Zeit, daß er Robert nicht mehr als den jungen, unerfahrenen Sohn Roderick Andaras betrachtete, sondern als einen eigenständig handelnden Mann, der schwer genug an seinem Erbe trug.

In London nannten sie ihn den Hexer, und die GROSSEN ALTEN allein mochten wissen, wie weit sein Ruf bereits um die Welt gegangen war. Robert handelte verantwortungsbewußt, und er brauchte Freunde und Gefährten, keine Vormunde.

Howard setzte sich an den Frühstückstisch und griff nach einem der

Brötchen. Sein Blick wanderte zu den Fenstern an der vorderen Front des Hauses. Für ein paar Augenblicke wurde es draußen hell, als die Sonne durch die Wolken brach. Die Scheiben ließen ihre Strahlen herein, die ein wirres Spiel aus Lichtreflexen auf den glänzenden Steinfußboden zeichneten. Sie bildeten einen Kreis mit zwölf Strahlen, und in der Mitte des Kreises schwamm ein milchiger, ovaler Fleck mit einem dunklen Punkt. Howard sah den Reflexen mehr verträumt als aufmerksam zu. Dann weiteten sich seine Augen plötzlich, und in sein Gesicht trat ein Ausdruck von Überraschung, ja Erschrecken. Mit einem Schrei sprang Howard auf. Der Stuhl polterte zu Boden, und Howard rammte sich den rechten Oberschenkel an der Tischkante, doch er bemerkte es gar nicht. Seine Füße trugen ihn hinüber zu dem Lichtspiel, das gerade zu verblassen begann. Er starrte noch einen Moment ungläubig darauf, dann wandte er sich um, stürmte auf die Eingangstür los und riß sie auf.

Feuchte Luft schlug ihm entgegen. Draußen hing noch immer dichter Nebel und erlaubte eine Sicht auf höchstens fünfzig Yards. Von Sonne war keine Spur zu entdecken.

Howard blieb wie angewurzelt unter der Tür stehen, starrte hinüber zu dem Fenster, in dessen Scheiben sich der graue Nebel spiegelte. Dann eilte er wieder hinein in die Halle und betrachtete die bleigefaßten Scheiben von innen.

Da war nichts. Nicht der leiseste Hinweis darauf, daß durch dieses Fenster soeben die Sonne geschienen hatte. Was bei dem Nebel auch absolut unmöglich war.

Noch einmal ging Howard hinaus und wieder zurück. Dann verschloß er kopfschüttelnd die Tür. Er suchte jene Stelle am Boden auf, an der er das Lichtspiel gesehen hatte, ging in die Hocke und strich mit den Handflächen über den Steinboden. Es knisterte leicht, und die Härchen auf seinen Handrücken richteten sich auf.

»Elektrizität«, flüsterte er überrascht. »Eine elektrostatische Aufladung!«

Eilig untersuchte er die nähere Umgebung der Stelle. Die Aufladung war nur an diesem einen Teil des Bodens vorhanden, und sie verlor langsam an Intensität und verschwand schließlich.

Unter normalen Umständen hätte Howard der Erscheinung keine sonderliche Bedeutung beigemessen. Doch nicht so bei diesem Symbol. Howard war der ehemalige Time-Master des Ordens der

Tempelritter, und er kannte sich mit den magischen Zeichen des Ordens und denen der Weißen Magie aus.

Der Kranz aus zwölf Strahlen mit dem ovalen Fleck in der Mitte war das Zeichen für Gott, wobei der Fleck als Symbol für Gottes Auge galt. Die zwölf Strahlen stellten die zwölf Apostel oder die zwölf Stämme Israels dar. Doch darüber gab es noch ein paar andere Auslegungen.

Die zwölf Master des Templerordens wurden ebenfalls durch zwölf Lichtstrahlen symbolisiert. Ihr Zentrum war der Großmeister.

Und die Manifestation des Zeichens konnte nur eines bedeuten! Howard stellte sich breitbeinig in die Mitte der Halle und fixierte jenen Bereich, der im Dunkeln unter der steinernen Treppe lag. Wenn sich jemand in der Halle verborgen hielt, dann nur dort.

»Komm heraus, ich bin hier!« rief er mit fester Stimme. Irgendwo erklang ein Poltern als Antwort – ein ganz und gar nicht magischer Laut –, und dann tönte von oben eine grollende Stimme herab:

»Komm ja schon. Was is’n das für’n Lärm, den du machst?«

Rowlf erschien am oberen Ende der Treppe und kam langsam herunter.

»Vorsichtig!« warnte Howard. »Bleib stehen!«

Er schloß für ein paar Augenblicke die Augen, um sich zu konzentrieren. Er lauschte auf irgend etwas, ohne genau beschreiben zu können, was es war. Doch er rechnete insgeheim damit, daß einer seiner ehemaligen Ordensbrüder ins Haus eingedrungen war und sich dort versteckt hatte. Es hätte ihn allerdings gewundert, wenn einer der Templer nochmals seinen Fuß über die Schwelle von Andara-House gesetzt hätte. Deutlich waren ihm noch die Ereignisse der letzten Wochen in Erinnerung.

»Is’n los?« fragte Rowlf nach einer Weile und setzte sich wieder in Bewegung. Er kam vollends die Treppe herunter und baute sich vor Howard auf.

»Haste Probleme mit irgendwas?«

»Nein, nein«, machte Howard. Er war verwirrt. Irgend etwas hier war… falsch. Doch was? Gedankenverloren deutete er zum Tisch hinüber. »Laß uns frühstücken. Robert wird bald zurück sein. Jedenfalls hoffe ich es.«

Rowlf machte keine Anstalten, ihm zu folgen. Er starrte an Howard vorbei in den Living-room und runzelte die Stirn. »Was'n jez los?« brummte er. »Wo kommt denn die Sonne her, bei dem Nebel?«

Howard war herumgefahren, bekam jedoch nur noch das zweite Verblassen der Leuchterscheinung mit. Sie hatte nicht direkt mit den Templern zu tun, davon war er jetzt überzeugt. Dennoch mußte sie eine Bedeutung besitzen.

»Wir müssen uns vorsehen«, sagte er zu Rowlf. »Etwas ist hier im Gange!«

»Wir könn' ja den Kleenen fragen, wenn er zurückkommt«, schlug er vor.

Howard schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Glaubst du, daß wir nicht allein damit zurechtkommen?« fragte er. »Und ich glaube...« Er ging noch einmal zu der Stelle, an der das Zeichen erschienen war, und sah zum Fenster hoch. »Ja«, fuhr er fort. »Es ist das Haus, Rowlf! Es versucht, uns auf etwas aufmerksam zu machen.«

»Auf 'ne Gefahr doch nich', oder?«

»Egal. Irgend etwas. Das Haus will uns warnen, und es bedient sich magischer Zeichen, die den Mitgliedern des Ordens geläufig sind. Das ist kein Wunder; Erfahrungen mit den Templern hat dieses Haus inzwischen genug!«

Er steuerte auf den Frühstückstisch zu. Die Teetassen begannen in ihren Untersetzern zu klirren, und der Korb mit dem Gebäck neigte sich langsam zur Seite und stürzte um. Die Brötchen kullerten zu Boden. Ein Zittern durchlief das Haus.

»Es geht los!« zischte Howard. Er vergaß den Gedanken an eine erste Zigarre nach dem Frühstück. »Jemand greift das Haus an!«

* * *

Plötzlich lag ein Singen über der Halle. Es legte sich wie ein Netz unsichtbarer Spinnweben über den Raum und schien Howard und Rowlf einzuweben in einen Kokon aus Tönen und Visionen. Mit einem Male fühlten sie sich in eine endlose Ebene versetzt, deren einziger

Bezugspunkt ein ferner Berg war. Auf der Spitze dieses Berges stand ein Engel und sang ein Lied. Der Wind wehte die Klänge heran und formte sie zu einer Zauberballade aus dem Jenseits, dem Echo einer anderen, paradiesischen Welt.

Rowlf stieß einen dumpfen Schrei aus und taumelte in Richtung der Eingangstür davon.

Der Gesang wurde leiser und leiser, verstummte schließlich und machte einem Laut Platz, der wie das gleichmäßige Weinen eines Säuglings klang.

»Komm endlich!« schrie Rowlf von der Tür her. »Wir müssen raus hier! Ich hol Harvey!« Er wandte sich in Richtung der Küche, aber er kam nicht weit. Eines der wertvollen Gemälde aus dem Besitz Roderick Andaras rutschte von der Wand herab und verkantete sich genau vor der Tür.

Ein Kreischen klang auf und übertönte das Weinen des Neugeborenen. Das Haus ächzte und knirschte in allen Fugen. Ein Alpdruck, den Howard nur zu gut kannte, legte sich über das Haus. Der Odem des Bösen!

Von der Decke begann Kalk zu rieseln. Der Tisch, an den sie sich hatten setzen wollen, stürzte um und zerbrach mit einem scharfen Knall in zwei Teile.

Howard eilte Rowlf nach. Er hatte schon einiges in diesem Haus erlebt, aber diesmal erschien ihm das Abwehrverhalten von Andara-House als besonders konzentriert und auf ein bestimmtes Ziel gerichtet.

Irgendwo war das Böse; er spürte es jetzt ganz deutlich. Es war nicht hier unten in der Halle. Es mußte draußen sein oder in einem der oberen Stockwerke.

Eine plötzlich aufflammende, grelle Lichtflut blendete Howard. Er kniff die Augen zusammen. Sein scharfgeschnittenes Gesicht spannte sich unter der Konzentration so stark an, daß die Wangenknochen überdeutlich hervortraten. Seine Lippen wurden zu schmalen Strichen, und wer Howard jetzt erblickt hätte, hätte den Eindruck eines durch und durch bösen und hinterhältigen Menschen gewonnen. Die Konzentration und der Versuch einer Abwehr nötigten ihm all seine Kräfte ab.

Die Lichtflut kam von dem Fenster her. Das Muster aus zwölf

flammenden Strahlen breitete sich ein drittes Mal auf dem Fußboden aus. Der schwarze Punkt in dem ovalen Fleck in der Mitte breitete sich zuckend aus, pulsierte wie ein lebendes Herz und schwoll weiter und weiter an, bis er das Oval überdeckte. Er verschlang die Strahlen, und das Licht wurde immer dünner und schwächer. Dann hatte er die Ausmaße des Strahlenkranzes erreicht und waberte unruhig auf und ab, ein diffuses Gebilde voll düsterer Magie, das die beiden Menschen in diesem Raum bannte. Howard konnte sich nicht mehr rühren, war sogar unfähig, auch nur einen Warnruf auszustoßen.

Er hätte Rowlf ohnehin nicht helfen können. Der Hüne stand mit nach vorn gekrümmtem Oberkörper da, die Arme steif wie Hölzer. Seine Brust hob und senkte sich, sein Gesicht war in Schweiß gebadet, der rasch winzige Rinnsale bildete, die den Hals hinab zum Hemdkragen rannen und darin versickerten.

Das wabernde Gebilde pulsierte jetzt stärker, wuchs noch einmal an, bis es fast den halben Raum ausfüllte – und explodierte mit einem Knall, der die Fenster klirren ließ und Howard schmerzhaft in den Ohren dröhnte. Dann war es vorbei. Nur das Licht aus den Lüstern hing noch zitternd über der Halle, und nach der grellen Explosion wirkte es fast dunkel.

Ein Schrei ließ Howard zusammenzucken. Der Bann, der ihn zur Bewegungslosigkeit verdammt hatte, verschwand mit einem Schlag. Er sah, wir Rowlf vornüber zu Boden stürzte, und wollte zu ihm eilen, als der Boden wieder zu beben begann, sich hob und senkte wie der Pfropfen auf einem kurz vor der Eruption stehenden Vulkan.

Rowlf war bewußtlos. Doch Howard war sicher, daß der Schrei nicht von ihm gekommen war.

Harvey! durchfuhr es ihn. Harvey war in Gefahr!

Der Schrei wiederholte sich. Schrill und hoch hörte er sich an, höher fast, als das menschliche Ohr zu hören vermag, dabei von solcher Lautstärke, daß er Howard für kurze Zeit taub werden ließ. Keuchend hielt Howard inne und lauschte. Das war nicht Harvey! Das war nicht einmal ein Mensch!

Und dann klang die Stimme auf. Sie war überall – in jedem Raum des Hauses und auch tief in ihm selbst. Sie sprach nicht direkt zu Howard, sondern zu allen, die in der Lage waren, sie zu hören.

»Andara!« schrie die Stimme. Sie klang irgendwie menschlich und doch so anders. Sie erinnerte ihn – ja, woran? Der Gedanke wollte

Howard wieder entgleiten, doch er hielt ihn mit aller Macht fest. Und dann erkannte er die Stimme.

Es war das Haus selbst! Es rief nach seinem früheren Herrn! Howard fragte sich, was vorgefallen sein konnte. Panische Angst befiel ihn plötzlich, Angst um Robert.

»Howard!« Rowlf war erwacht. Seine Lippen bebten, die Augenlider zuckten nervös. Mühsam bewegte er einen Arm nach oben. »Es ist dort!«

Gleichzeitig drang das Bersten von Holz und Glas in die Halle herab. Es kam von oben, aus dem ersten Stockwerk, dort, wo sie ihre Zimmer hatten, wo Roberts Bibliothek mit der Uhr lag, dem Tor der GROSSEN ALTEN.

Mit zwei, drei Sätzen stand Howard am unteren Ende der Treppe. Er streckte sich, riß den Zierdegen von der Wand am Aufgang und stürmte die Treppe empor, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Oben angelangt, sah er sich hastig um.

Der Korridor lag ruhig da. Der eine Teil zur Treppe hin bot das gewohnte Bild. Der andere bis zur Balkontür wurde von dickem, schwarzem Nebel verhüllt, in dem sich irgend etwas bewegte. Ein Schmatzen drang an Howards Ohren, und ein fürchterlicher Gestank stach in seine Nase. Howard kannte diesen Geruch, und er wich instinktiv einen Schritt zurück.

»Es ist ein Shoggote!« rief er nach unten.

Ein Knurren kam als Antwort. Rowlf wuchtete das Gemälde vor der Korridortür zur Seite und ließ es achtlos fallen, als die Treppe sich aufbäumte. Eine Staubwolke stieg auf, ein Teil des Geländers löste sich aus der Verankerung und krachte unter ohrenbetäubendem Lärm in die Halle hinab.

Es war nicht das erste Mal, daß das Haus sich auf diese Weise zur Wehr setzte, aber zum ersten Mal geschah es zu einem Zeitpunkt, zu dem Robert sich nicht in der Nähe aufhielt.

Howard näherte sich wieder dem Nebel, den Degen angriffsbereit vorgestreckt. Erneut krachte es. Holz splitterte, etwas durchbrach den Nebel und krachte vor Howards Füßen auf den Teppich. Es war ein Teil der Wandverkleidung. Sie zerbrach vor seinen Augen in Tausende winziger Splitter, die sich teilweise auflösten. Der Gestank verdichtete sich.

Und dann tauchte eine der widerwärtigen plumpen Schlangen auf, einer der Tentakel des Ungetüms, das sich über den Balkon Eintritt ins Haus verschafft hatte. Mehr im Reflex denn aus logischem Denken heraus, führte Howard einen blitzschnellen Streich mit dem Degen gegen den Shoggoten. Er wußte genau, daß er ihm mit dieser Waffe nichts anhaben konnte. Er machte ihn höchstens auf sich aufmerksam, und die Reaktion folgte auf dem Fuße.

Gleich drei Tentakel auf einmal schnellten aus der schwarzen Wolke hervor. Sie zuckten dicht an Howards Gesicht vorbei, schlangen sich um seine Schultern und rissen ihn von den Füßen. Der Degen entglitt seiner Hand und polterte auf den Teppich. Howard wurde in die Wolke hineingerissen. Der Gestank raubte ihm augenblicklich den Atem, sein Körper prallte gegen etwas Weiches, Nachgiebiges. Es war glitschig und kalt, und es verströmte diesen bestialischen Geruch. Für eine schreckliche, endlose Sekunde preßte ihn der Shoggote fest an sich, um ihn dann, mit einem gewaltigen Ruck, von sich zu werfen.

Howard schoß durch die Luft. Er streckte die Arme instinktiv von sich, registrierte mit einem kleinen Teil seines Bewußtseins, daß kein Tentakel ihn mehr umklammerte. Er flog aus dem Nebel hinaus, sah die Brüstung des Treppenhauses unter sich, griff mit einer geistesgegenwärtigen Bewegung nach dem steinernen Geländer und suchte nach einem Halt. Seine Hand rutschte ab, aber sein linker Fuß blieb zwischen zwei der Säulen hängen, die ihren Führungssims verloren hatten. Ein furchtbarer, reißender Ruck ging durch seinen Körper. Er krümmte sich, seine Hände schwangen zurück, bekamen eine der benachbarten Steinsäulen des Geländers zu fassen und umklammerten sie. Gleichzeitig rutschten seine Beine ab und rissen den Körper nach unten.

Howard fand nicht einmal Gelegenheit, nach Luft zu schnappen. Tief unter ihm schwang der Boden der Halle hin und her, gut sechs, sieben Yards entfernt. Ein Sprung aus dieser Höhe konnte ihm sämtliche Knochen im Leibe brechen.

»Rowlf!« schrie er, aber der Hüne hörte ihn nicht. Im Lärm des Shoggoten ging selbst sein Schreien unter.

Die Steinsäule, an die er sich klammerte, zitterte plötzlich und brach ab. Howard schrie abermals, als er endgültig den Halt verlor, über die Brüstung kippte und in die Tiefe fiel. Die Welt drehte sich vor seinen Augen. Er ruderte mit den Armen, wirbelte herum, sah die steinernen Fliesen der Halle in rasender Geschwindigkeit näher kommen. Und wußte im gleichen Moment mit schrecklicher Gewißheit, daß er sich

das Genick brechen würde.

Ein Schatten wuchs unter ihm auf, Rowlfs zupackende Pranken schnellten empor, fingen ihn auf. Wie ein Geschoß traf Howard auf den Hünen, riß ihn zu Boden und zurück. Das rettete ihnen das Leben. Reste des Geländers stürzten hinter ihnen auf die Fliesen herab und zerbarsten in einem feurigen Funkenregen. Howard und Rowlf rollten noch ein Stück weit und blieben dann ineinander verschlungen liegen.

»Tut mir leid«, knurrte Rowlf. »Aber ich hab's zu spät gesehn!«

»Schon gut«, stöhnte Howard und kam wieder auf die Beine. »Wo steckt Harvey?«

»Weiß nich.«

Von dem alten Diener war nichts zu hören oder zu sehen. Er mußte sich in seiner Küche verkrochen haben.

Holzteile krachten in die Halle hinab. Der Shoggote tobte sich in der Galerie aus, doch er machte keine Anstalten, sich der Treppe oder gar der Bibliothek zu nähern. Howard betastete kopfschüttelnd seine Glieder. Er hatte sich nichts gebrochen, sich aber etliche blaue Flecken und Prellungen zugezogen. Noch spürte er nicht viel. Alles wäre halb so schlimm gewesen, hätte das Haus, wenn es sich gegen das Eindringen negativer Kräfte zur Wehr setzte, wenigstens Rücksicht auf die wirklich Leidtragenden genommen. Doch es schützte nur sich selbst – Robert hatte es damals bei seinem ersten Aufenthalt in Andara-House am eigenen Leibe erlebt.

Zusammen mit Hank van der Groot, dem falschen Lovecraft, dem Agenten der Templer.

Howard schüttelte den Kopf. Diese Gedanken waren jetzt völlig unwesentlich. Sie mußten sehen, daß sie das Ungetüm im ersten Stock wieder los wurden.

Der Lärm dort oben nahm jetzt ein wenig ab. Erneut splitterte Holz, der Rahmen der Balkontür stürzte in die Halle und zerbarst in alle Einzelteile.

Draußen im Vorgarten gab es ein paar dumpfe Schläge, dann trat Ruhe ein. Die beiden Männer in der Halle lauschten aufmerksam. Nichts war mehr zu hören außer ihren schweren, hastigen Atemzügen. Der Nebel und der Gestank lösten sich langsam auf und verteilten sich in den Korridor und die große Halle. Dünne Schwaden trieben aus der

offenen Balkontüre ins Freie.

Howard trat entschlossen zur Eingangstür und öffnete sie. Er warf einen Blick hinaus. Nichts. Aber was hatte er erwartet – das Ungeheuer mußte längst im dichten Nebel verschwunden sein, der wie ein graues Leinentuch über der Stadt lag.

Vorsichtig trat Howard ins Freie und warf einen Blick an der Fassade empor. Das steinerne Balkongeländer war abgebrochen und in den Garten gestürzt. An der Außenfassade zog sich eine feuchte, schleimige Spur entlang, und unten, am Fundament des Gebäudes, hatte sich eine Pfütze gebildet. Sie dampfte ein wenig und löste sich rasch auf.

Howard kehrte ins Haus zurück. Das dreieinhalb Stockwerke hohe Gebäude mit seiner annähernd hundert Schritt breiten Fassade hatte sich beruhigt. Nichts bewegte sich mehr, und auch die düstere Ausstrahlung hatte sich verflüchtigt. Nur ein seltsames Wispern und Flüstern echote noch zwischen den Mauern, aber es ebbte rasch ab.

Howard trat zu der Stelle, an der der Strahlenkranz entstanden war. Er bückte sich und tastete vorsichtig mit den Handflächen darüber. Oder besser gesagt: er wollte es. Die elektrostatische Aufladung war abgeklungen, aber der Boden glühte in einem Bereich von etwa eineinhalb Yards Durchmesser. Fast hätte man sagen können, daß er kochte, doch das war übertrieben. Er bildete keine Blasen, strahlte nur Hitze aus wie eine Metallplatte über einem Herdfeuer.

»Er ist fort«, sagte Howard leise und mehr zu sich selbst als an Rowlf gewandt. »Was hat er dort oben gewollt?«

Er legte sich alle die Eindrücke zurecht, die er aufgenommen hatte, seit das Haus erwacht war. Was hatte es mit dieser Vision des singenden Engels und dem Schrei des Neugeborenen auf sich, die er und Rowlf erlebt hatten? Und was war das Ziel des Shoggoten gewesen? Fragen, auf die er keine Antwort fand – jedenfalls noch nicht.

Howard erhob sich wieder.

»Nimm du die Küche!« wandte er sich an Rowlf und deutete auf die Tür. »Kümmere dich um Harvey!«

Er selbst kehrte zur Treppe zurück und begann sie zu erklimmen, jederzeit darauf gefaßt, daß die Stufen unter seinem Gewicht nachgaben, sofern sie noch vorhanden waren.

Nichts geschah. Unbeschadet erreichte Howard die Galerie, die sich an drei Seiten um die Halle zog, und wandte sich in Richtung Bibliothek. Er öffnete die Tür und warf einen Blick hinein.

Der Raum wies keine Spuren einer Zerstörung auf und auch keine anderen Hinweise auf eine Benutzung. Hier war der Shoggote nicht gewesen. Nichts war verändert. Die hohe Standuhr stand an ihrem Platz.

Die Uhr! Howard trat hastig ein und ging auf den monströsen Kasten zu. Sie war alt, so alt, daß das Holz an gewissen Stellen anfing, hart und grau zu werden wie Stein. Sie besaß drei zusätzliche kleine Zifferblätter, die ein ungleichmäßiges Dreieck unter der großen, normalen Anzeige bildeten. Was diese Zifferblätter anzeigten, wußte niemand. Auf keinen Fall die Uhrzeit. Sie waren so geheimnisvoll wie das Tor, das sich in der Uhr verbarg und nur von magisch begabten Menschen wie Robert aktiviert werden konnte. Eines der Zifferblätter besaß drei Zeiger, das zweite überhaupt keine, und auf dem dritten drehten sich drei kleine spiralige Scheiben immerwährend, so daß es einem schwindlig wurde, wenn man zu lange hinsah. Aber wenigstens das große Uhrwerk hinter seinem Zifferblatt war normal und zeigte – halbwegs pünktlich – die Uhrzeit an.

Halb elf vormittags!

Howard kam nicht einmal auf die Idee, darüber nachzudenken, in welch kurzer Zeit sich alles abgespielt hatte. Er hatte nur Augen für eines.

Für die Tür.

Der Uhrkasten stand offen, aber das Schloß war unbeschädigt; die Tür war von außen geöffnet worden.

Aber wer konnte ein Interesse daran haben, durch die Uhr…?

Sollte Harvey die Uhr abgestaubt und dabei vergessen haben, die Tür wieder zu schließen? Unwahrscheinlich, gestand Howard sich ein. Nachdenklich schloß er die Tür und verriegelte sie. Dann verließ er die Bibliothek und suchte jenen Teil des Korridors auf, in dem der Shoggote gewütet hatte. Das Verhalten des Protoplasmageschöpfs war widersinnig. Es war gekommen und wieder gegangen, ohne sich direkt um die Bewohner des Hauses zu kümmern.

Was hatte es gewollt? Oder vielmehr – wen?

Robert?

Oder Priscylla?

Der Nebel hatte sich endgültig verzogen und gab nun den Blick auf den vorderen Teil des Korridors frei. Die Trümmer der Balkontür lagen weit verstreut umher, vermischt mit den Holzsplittern der Wandverkleidung, die der Shoggote entfernt hatte. Der blanke Putz lag frei, und die Wand wies deutliche Spuren von Tentakeln auf, die mit titanischer Kraft darübergeglitten waren.

»Haben Necrons Erben dich geschickt?« zischte Howard. »Bereuen sie es, daß er Pri aus seinen Händen gegeben hat?«

Er stieg über die Trümmer, näherte sich der nackten Wand und wandte ein wenig den Kopf, um die Spuren besser erkennen zu können, die der Shoggote darauf hinterlassen hatte.

Im nächsten Augenblick war es Howard, als würde sein Schädel platzen. Der Anblick löste etwas in ihm aus, wogegen er sich eigentlich gewappnet fühlte. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, feurige Ringe begannen vor ihnen zu kreisen. Er verlor sein Gleichgewichtsgefühl und versuchte, die Hände vor das Gesicht zu schlagen. Es ging nicht. Sie klebten an den Hüften und waren schwer wie Blei.

Howard Lovecraft stieß einen Schrei aus, so lang anhaltend und schrill, wie ihn nur ein Mensch in höchster Lebensgefahr oder im Angesicht des Todes ausstoßen konnte; in der schrecklichen Erkenntnis, daß es kein Zurück und keine Rettung mehr für ihn gab...

* * *

Auch vierzehn Jahre nach Erfüllung seiner weltweit Aufmerksamkeit erregenden Wette, in achtzig Tagen um die Welt zu reisen, hatte sich in der Lebensweise von Phileas Fogg nichts geändert; oder zumindest nicht viel im Vergleich zu vorher. Er hatte Aouda mit nach London gebracht und sie geheiratet. Zwei Söhne hatte er mit ihr, inzwischen zwölf und elf Jahre alt. Sie eiferten deutlich ihrem Vater nach und besaßen in ihrer Mutter eine Frau, die aufgrund ihrer Herkunft all jene Eigenschaften mitbrachte, die in der industrialisierten Gesellschaft doch manchmal ein wenig zu kurz kommen: Bescheidenheit, Sparsamkeit und Sinn für Häuslichkeit, verbunden mit einer meist nur Frauen eigenen, glühenden Liebe und

Aufopferungsbereitschaft, die ein Mensch wie Phileas Fogg so dringend benötigte, da sie seinen eigenbrötlerischen Lebensstil ein wenig verschluckte und überdeckte.

Aouda war ganz Dame, elegant und doch einfach, und wenn sie an langen Kaminabenden die Märchen und Sagen aus ihrer Heimat Indien erzählte, dann saßen nicht nur die beiden Knaben mit geröteten Wangen vor dem knisternden Feuer, nein, auch Phileas Foggs Augen leuchteten, und dann und wann ergänzte er die Erzählungen durch die eine oder andere Einzelheit, die er auf seiner langen Weltreise erfahren hatte.

Es war schon erstaunlich, daß Mr. Fogg die Abende zu Hause bei seiner Familie und nicht in seinem über alles geliebten Club verbrachte. Dort ging er nur hin, um sein Mittagsmahl einzunehmen; das aber tat er nach wie vor mit der ihm eigenen Pünktlichkeit. Seit er seine Wette gewonnen hatte, war er noch angesehener und beliebter, und die Mitglieder des Reform Club behandelten ihn wie den Ersten unter Seinesgleichen.

Es gab Fälle, wo einflußreiche und mächtige Vertreter der Gesellschaft versucht hatten, Mitglied im Reform Club zu werden, allein um die Bekanntschaft von Phileas Fogg zu machen. Der Club suchte sich seine Mitglieder jedoch selbst aus, und er überschritt eine bestimmte Anzahl nicht, so daß Phileas Fogg davon verschont blieb, von Gunsthaschern auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden.

Zudem hatte er im Verlauf dieser vierzehn Jahre eine eigentümliche Erfahrung gemacht, die sein Weltbild ein wenig ins Wanken brachte: die Welt wurde immer schnellebiger. Ein Rekord brach den anderen, eine Pioniertat hetzte die nächste. So kam es, daß nach relativ kurzer Zeit niemand mehr von seiner Ruhmestat sprach. Die Gesellschaft ließ ihn in Ruhe und lud ihn nicht mehr zu den Empfängen und Veranstaltungen, die er ohnehin nur selten besucht hatte, und sei es nur, um seiner Frau einen kleinen Beweis seiner Liebe zu geben. Mit der Liebe war es bei Mr. Fogg wie mit allem. Sie gedieh tief im Innern, nicht so sehr nach außen hin. In dieser wichtigen Lebenseinstellung war er seiner Aouda so ähnlich, wie es ähnlicher nicht ging, offenbarte sie doch den seelischen Tiefgang des Naturmenschen, nicht das oberflächliche Gebaren des neuzeitlichen Menschen.

Dies jedoch nur am Rande, denn ein wenig mochte diese seine Verinnerlichung den Ausschlag gegeben haben, warum Mr. Phileas Fogg von einem unnahbaren Schicksal (oder einem launischen Gott) dazu ausersehen worden war, eine Rolle in einem düsteren Spiel zu

spielen.

Punkt 11 Uhr 30 also verließ Mr. Fogg sein Haus in der Savile Row. 575mal setzte er den rechten Fuß vor den linken und 576mal den linken vor den rechten, dann stand er vor dem Eingang des Reform Club, dessen imposante Heimstätte in der Pall Mall nicht weniger als drei Millionen Pfund gekostet hatte.

Phileas Fogg schaute nicht nach rechts und nicht nach links; deshalb hatte er auch den Schatten nicht bemerken können, der ihm gefolgt war, seit die Haustür hinter ihm ins Schloß gefallen war. Er suchte unverzüglich den Speisesaal auf. Der Raum besaß neun Fenster, die auf den hübschen Garten hinausgingen, in dem sich die herbstlich bunten Blätter gerade in einem leichten Wind bewegten. An seinem immer für ihn reservierten Tisch war das Gedeck bereits aufgelegt. Die Speisekarte lag geometrisch exakt neben der Serviette, so wie sie es immer tat. Phileas Fogg nahm Platz und studierte sie eingehend.

Er wartete, bis einer der dienstbaren Geister sein Nicken bemerkte und herankam. Er wählte eine Vorspeise, dann als ersten Gang gedünsteten Fisch in erstklassiger Reading-Sauce, als zweiten Gang leicht gegrilltes Roastbeef mit Pilzbeilage und als Nachtisch ein Stück Pastete mit Rhabarber- und Stachelbeerfüllung sowie etwas Chester-Käse. Dann lehnte er sich gemütlich zurück und wartete darauf, daß serviert würde.

Heute war der Jahrestag. Der vierzehnte Jahrestag, daß er jene Wette abgeschlossen hatte. Von seinen Wettkameraden hielt sich keiner im Club auf; zwei waren zwischenzeitlich verstorben, die anderen geschäftlich unterwegs.

Nun denn, Phileas Fogg hätte es für vulgär gehalten, mit den Schultern zu zucken. Er musterte seine Hände, die sorgfältig auf der Tischfläche links und rechts neben seinem Gedeck lagen, die Handgelenke auf der Höhe der Tischkante. Er wartete, als einer der Kellner lautlos neben ihn trat und ihn fragte, ob er eine Mitteilung machen dürfe.

Fogg nickte. Das Ansinnen war außergewöhnlich, und es weckte sein Interesse.

»Am Eingang zum Club ist ein Herr. Er läßt sich nicht abweisen. Er behauptet fest, eine Verabredung mit Ihnen zu haben, Sir!«

Fogg hatte keine Verabredung. Nie hatte er sich mit jemandem im Club verabredet außer mit anderen Clubmitgliedern. Daß der Fremde

am Eingang warten mußte, bedeutete, daß er nicht Mitglied war.

»Die Karte!« seufzte Mr. Fogg.

Der Kellner reichte ihm die Visitenkarte. Fogg studierte sie flüchtig.

Prof. James Moriarty, stand darauf. Mehr nicht. Keine Adresse, keine genaue Berufsbezeichnung. Ein Professor? Seltsam… Der Name kam ihm irgendwie bekannt vor, und doch wußte er ihn nicht einzuordnen.

»Führen Sie ihn herein«, sagte er knapp.

Der Kellner entfernte sich, und eine Minute später betrat ein Mann den Speisesaal, der Mr. Fogg sofort unsympathisch war. Es lag nicht allein an dem Äußeren dieses Mannes, an seinem Gesicht und seinem Habitus. Fogg beobachtete seine Bewegungen, die eckig wirkten und etwas Lauerndes an sich hatten. Die Beine bewegten sich in zwei verschiedenen Rhythmen. Alles in allem war dieser Moriarty ein äußerst unausgeglichener Mensch.

»Mr. Fogg?« fragte er und verbeugte sich höflich.

»Bitte, nehmen Sie Platz!« Phileas Fogg machte eine einladende Handbewegung zu dem Stuhl gegenüber. Der Fremde gab seinen Hut und seinen Stock ab und setzte sich.

Phileas Fogg musterte die kleinen, glitzernden Augen seines Gegenübers. Ein Schauer rann seinen Rücken hinunter, aber er ließ sich nichts anmerken. Er rückte seine Hände auf dem Tisch zurecht, nahm sie wieder hoch und verschränkte die Arme vor der Brust. Er lehnte sich zurück. Deutlicher konnte er seine Zurückhaltung nicht zum Ausdruck bringen.

»Was verschafft mir die Ehre?« fragte er mit verhaltener Stimme.

Sein Gegenüber lächelte verbindlich. »Ein alter Glaube«, erwiderte er. »Ich glaube, daß Sie damals vor vierzehn Jahren nicht aufrichtig waren. Zwar ist der Verlauf Ihrer Reise damals genau analysiert und beobachtet worden, aber es muß einen Haken geben. Achtzig Tage für damalige Verhältnisse?«

»Alle Welt hat es bestätigt«, erwiderte Mr. Fogg noch leiser. »Was wollen Sie?«

»Fünfzigtausend Pfund, wenn Sie es in sechzig Tagen schaffen! Bedenken Sie – die Verkehrsmittel sind schneller und die

Verbindungen besser geworden. Lassen Sie sich Zeit mit Ihrer Entscheidung. Ich kann warten. Wenn Sie wünschen, tue ich es draußen auf der Straße!«

»Nein, nein. Bleiben Sie sitzen«, hauchte Fogg. Alles, was recht war, aber Aufsehen erregen wollte er nicht. Und das Angebot des Fremden... Es klang verlockend, in der Tat. Er mußte gestehen, daß Moriarty dabei war, ihn bei seiner Ehre als Gentleman zu packen. Er tat es ohne Umschweife und dennoch geschickt.

Wenn da nur nicht dieser Eindruck gewesen wäre. Moriartys Augen waren seltsam starr, seine Lippen zuckten unaufhörlich im linken Mundwinkel. Die Habichtsnase sonderte stark Feuchtigkeit ab, und der Professor wischte sich in raschen Abständen mit einem Tuch darüber

»Abgesehen davon, daß damals nicht der Hauch eines Betruges im Spiel war«, erklärte Mr. Fogg schließlich, »und das kann ich mit meiner Ehre bezeugen, werden Sie kaum ernsthaft das Gegenteil behaupten wollen. Ich bin ein guter Fechter und präziser Schütze.«

»Das ist ein Mißverständnis«, bellte Moriarty lauter als nötig. »Nie würde ich Ihre Ehrenhaftigkeit anzweifeln. Es geht mir darum, Sie auf friedliche Weise herauszufordern. Schlagen Sie ein?«

Nie hätte Phileas Fogg es fertiggebracht, diese skelettartig dürre Hand zu ergreifen und damit sein Wort zu besiegeln. Wider seine Gewohnheiten erhob er sich und schritt hinüber in das Raucherzimmer. Er bat mehrere Herren zu sich heraus und eröffnete ihnen sein Anliegen.

»Ich benötige einige Zeugen, meine Herren«, meinte er lächelnd. »Dieser Mann ist Professor James Moriarty, und er fordert mich heraus, meine Leistung von damals zu wiederholen. Diesmal soll ich die Welt in sechzig Tagen umfahren!«

»Unmöglich!« rief jemand spontan.

»Nicht unmöglich«, widersprach Fogg. »Damals hieß es auch, es sei unmöglich. Dennoch habe ich es geschafft. Ich war sogar einen Tag zu früh, haben Sie das vergessen?«

Natürlich wußten sie es noch, und nun wurden sie Zeuge, wie Mr. Fogg sich leicht vor Professor Moriarty verbeugte.

»Ich willige ein. Fünfundzwanzigtausend Pfund vorher, der Rest danach. Sind Sie einverstanden?«

James Moriarty schien fest damit gerechnet zu haben, daß er Erfolg haben würde. Er holte ein Bündel Scheine aus seinem Mantel und zählte fünfundzwanzigtausend Pfund auf den Tisch. Hobbs, einer der Diener des Clubs, nahm sie auf und verwahrte sie am Körper.

»Damit ist der Akt vollzogen«, stellte Fogg fest. »Ich danke Ihnen, meine Herren!«

Er wartete, bis die Zeugen sich in das Raucherzimmer zurückgezogen hatten, und setzte sich wieder auf seinen Stuhl.

»Zufrieden?« fragte er den Professor.

»Beinahe!« Moriarty lächelte ein vielsagendes, unheimliches Lächeln. »Sie werden mir eine Bitte nicht abschlagen. Hier!« Er zog einen kleinen, schwarzen Lederbeutel hervor und setzte ihn Phileas Fogg vor die rechte Hand. »Der Beutel ist versiegelt. Sie dürfen ihn nicht öffnen. Aber Sie werden ihn mit auf die Reise nehmen. Er enthält etwas, womit ich Ihren Weg genau verfolgen kann. Dadurch erspare ich mir Beobachter und weiß dennoch, ob Sie ehrlich sind oder nicht!«

»Wenn Sie noch im Zweifel sind, bin ich nicht Ihr Mann«, sagte Fogg eisig. Er bereute es bereits, sich mit Moriarty eingelassen zu haben. »Was ist da im Spiel? Magie?« Sein Lächeln zeigte Moriarty, daß Fogg in allen Wissenschaften bewandert war und die Hintergründe vieler magischer Kunststücke besser kannte als mancher Schamane.

»Magie«, bestätigte Moriarty. »Überlassen Sie es mir, ob sie wirkt oder nicht. Aber Sie müssen den Beutel wieder mit zurückbringen. Es gibt vielleicht Menschen, die seine Kräfte erkennen und Sie unterwegs belästigen, weil sie an ihm interessiert sind. Lassen Sie sich von ihnen nicht beeinflussen.«

Er erhob sich und machte eine Verbeugung. »Und brechen Sie innerhalb der nächsten drei Tage auf. Auf Wiedersehen!«

Er wandte sich um und ging hinaus, und mit jedem Schritt, den er sich entfernte, wurde Phileas Fogg nachdenklicher. Er winkte Hobbs herbei und trug ihm auf, das Geld mit einem Boten zu sich nach Hause bringen zu lassen. Dann begann er mit der Vorspeise und nahm seine Mahlzeit zu sich. Er hatte sich auf sie gefreut, doch sie schmeckte ihm nicht mehr.

Etwas war in ihm, ein bohrender Zweifel und der vergebliche Versuch seines Bewußtseins, sich gegen irgendeinen hypnotischen Zwang zur Wehr setzen zu müssen. Es gelang ihm nicht, seine innere Unruhe

abzuschütteln, und die Angestellten des Clubs beobachteten verwundert, daß Phileas Fogg diesmal auf die Lektüre der wichtigsten Tageszeitungen verzichtete, den Lederbeutel einsteckte und den Club verließ, kurz nachdem er mit dem Nachtisch fertig geworden war.

Mr. Fogg trug eine nachdenkliche Miene zur Schau. Er wußte, daß er mit Aouda ein besonders ernstes und liebevolles Gespräch würde führen müssen. Und er durfte es nicht unterlassen, seinen Diener Passepartout mit den nötigen Reisevorbereitungen zu beauftragen.

* * *

Roter, wallender Nebel hüllte sein Bewußtsein ein. Er peinigte ihn, aber sein Mund war unfähig zu schreien, seine Ohren unfähig zu hören. Seine Augen sahen nicht, und sein Hals war wie zugeschnürt.

Howard Lovecraft merkte nicht, wie er stürzte und der Länge nach zu Boden schlug. Er verstauchte sich das linke Handgelenk dabei und stieß sich die Ellenbogen wund, doch er spürte es nicht einmal. Er war gefangen in einem Bann, gegen den er nur mit äußerster Konzentration hätte ankommen können.

Und die besaß er im Augenblick nicht. Der Angriff hatte ihn überrumpelt, noch ehe er das Ding an der Wand genau hatte erkennen können.

Der Shoggote hatte ihm eine Falle gestellt, das begriff Howard mit dem letzten Rest seines Bewußtseins. Und er hatte sich darin gefangen wie die Fliege im Netz der Spinne. Die Falle umklammerte ihn mit fast körperlicher Gewalt und zog ihre Fessel immer enger.

Lovecraft nahm nicht wahr, wie Rowlf mit stampfenden Schritten die Treppe heraufstürmte und sich über ihn warf. Er begann sich am Boden zu wälzen und entwickelte schier übermenschliche Kräfte. Er schüttelte den Hünen ab, erkannte für einen winzigen Sekundenbruchteil dessen breitflächiges Gesicht mit den besorgten Augen über dem seinen, dann war da nur noch der rote Nebel.

Dennoch gab Howard nicht auf. Er hatte einst eine intensive und lange Ausbildung genossen, hatte als Master des Templerordens in alle Geheimnisse der Weißen Magie Einblick erhalten und sich in ihrer Anwendung geübt, ein paar Dinge ausgenommen, deren Geheimnisse nur dem Großmeister des Ordens vorbehalten waren.

Jean! Jean Blestrano!

Er begann innerlich zu lachen, als er daran dachte, was inzwischen aus dem mächtigen Orden geworden war. Seine Gedanken waren von einer Klarheit, die ihn alarmierte. Er dachte an die Ordensburgen, die er besucht hatte, und an jenen Weg, der für ihn der schwerste gewesen war: als er Sarim de Laurec aufgesucht hatte, den Puppet-Master, um sich dem Todesurteil der Templer zu stellen.

Robert hatte ihn gerettet, aber Robert war jetzt nicht da. Also mußte er sich selbst helfen.

Ein weißer Punkt glühte in seinem Bewußtsein auf, erweckt durch den Gedanken an den Freund. Der weiße Punkt wurde zu dem Strahlenkranz, mit dem das Haus ihn und Rowlf vor dem Shoggoten hatte warnen wollen.

Howard klammerte sich an diesem Gedanken fest, ein letzter, rettender Strohhalm in einem Meer der Furcht und Pein. Der weiße Punkt erlosch, aber der Strahlenkranz blieb, und dann tauchte aus dem Unterbewußtsein wieder der Engelsgesang und das Schreien eines Neugeborenen an die Oberfläche seines Denkens, und Howard erlebte es so, als sei er selbst der singende Engel und das Kind.

Und plötzlich, von einem Moment zum nächsten, war es vorbei. Er wälzte sich auf den Rücken und schlug die Augen auf, sah die Spuren der Zerstörung rings um sich, fuhr mit der Hand zur Stirn und holte tief Luft. Langsam wich der Bann von ihm, kehrte seine innere und äußere Bewegungsfreiheit zurück. Er konzentrierte sich stärker und spürte mit einemmal die Kraft, die von den Wänden und dem Boden auf ihn überfloß.

Die magische Kraft des Hauses! Sie stärkte ihn. Ihr allein hatte er es zu verdanken, daß er sich aus der Umklammerung durch die magische Fessel hätte lösen können!

Er richtete sich halb auf, schloß erneut die Augen. Er fürchtete sich vor dem Anblick der Wand, vor dem gleichschenkligen Dreieck, das in die Wand eingeschmolzen war und das Blut eines Menschen enthielt. Die rote Flüssigkeit pulsierte, als lebte sie. Howard hatte dies alles beim ersten Anblick in sich aufgenommen, jetzt erinnerte er sich wieder daran.

Er stand auf und wandte sich langsam um. Er war allein. Unten hörte er Rowlf rumoren. Eine andere Stimme klang auf – Harvey! Der alte Diener hatte den Angriff also lebend überstanden.

Howards Gestalt straffte sich, sein Körper nahm eine Haltung an, die an die heroische Gebärde steinerner Kämpfer erinnerte, wie es sie überall auf den Plätzen und in den Parks der Stadt gab. So hatte er früher oft dagestanden, bekleidet mit dem schweren Kettenhemd, dem Helm und dem weißen Gewand mit dem Doppelbalkenkreuz.

Es war ihm, als sei es bereits eine Ewigkeit her. Und wahrscheinlich war es das auch.

Howard streckte die Arme nach vorn, spreizte die Hände und öffnete dann erst die Augen. Er blickte direkt auf das magische Zeichen. Es leuchtete und pulsierte noch immer, aber der Schock blieb aus. Howard verlor weder das Bewußtsein noch die Fassung. Aus starren Augen blickte er auf das, was der Shoggote in der Wand hinterlassen hatte.

Das lebende Dreieck rahmte ein Bildnis ein. Eigentlich war es kein Bild, sondern der Scherenschnitt einer männlichen Person. Nur daß er nicht aus Papier war, sondern aus Blut und Gips, ein Schattenbild, das fortwährend die Helligkeit wechselte. Wurde es heller, tauchten schemenhaft Gesichtszüge auf, die zwei verschiedene Gesichter zeigten: einmal ein abstoßendes mit einer Habichtsnase, dann wiederum ein ausgeglichenes mit ruhigen Augen und einem Zug von Stolz.

Howard trat einen Schritt zurück. Durch die zerstörte Balkontür fiel genug Licht herein, um ihn jede Einzelheit des Bildes erkennen zu lassen.

»Rowlf!« rief er. Seine Stimme versagte teilweise, und sein Ruf wurde zu einem heiseren Krächzen. Howard erschrak, aber er ließ sich nicht davon abbringen, weiter vor dem Dreieck zu verharren.

»Biste wach?« brummte der Hüne. »Ein Glück. Dachte schon, es hätte dich erwischt. Was ‘n das?« Er deutete auf das Zeichen.

»Ein Symbol magischer Kraft«, erwiderte Lovecraft. »Es besitzt eine finstere Ausstrahlung. Der Shoggote muß in das Haus eingedrungen sein, nur um dieses Zeichen zu hinterlassen. Spürst du nichts, wenn du es anblickst?«

»Nee. Warum?«

Howard verzog sein Gesicht zu einer grimmigen Miene. »Dann ist es allein für mich gedacht. Es enthält eine Botschaft. Aber gewiß von keinem Freund!«

»Un’ wie lautet se?«

»Ich weiß es noch nicht. Was macht Harvey?«

»War bewußtlos. Is’ aber wieder in Ordnung!«

»Gut. Tust du mir einen Gefallen? Sollte ich erneut das Bewußtsein verlieren, dann bringe mich schnell weg von hier. Schaffe mich in mein Zimmer oder in die Bibliothek. Oder nach unten in die Halle. Ich weiß nicht, wie lange ich die Ausstrahlung des Zeichens ertragen kann!«

Howard neigte den Kopf ein wenig, dann trat er entschlossen hinaus auf den Balkon und begann, die feuchte und drückende Luft tief einzuatmen. Ein wenig kühlte sie seine heiße Stirn. Minutenlang stand er so, bevor er wieder in den Korridor zurückkehrte.

»Sei auf der Hut«, warnte er Rowlf. »Ich beginne jetzt!«

Er trat dicht vor das Dreieck und heftete seinen Blick auf das pulsierende Gebilde. Aus dieser Nähe war das Bildnis nur schwer zu erkennen. Howards Hände glitten nach vorn, näherten sich dem wie in Adern fließenden Blut, zögerten kurz und legten sich dann entschlossen darauf.

Zunächst spürte er überhaupt nichts. Dann floß es durch seinen ganzen Körper hindurch wie ein Strom. Eine eisige Welle, die Kälte und Tod des gesamten Universums in sich zu tragen schien, ließ seinen Körper gefrieren und nur seinen Geist wach bleiben.

Und Lovecraft empfing die Botschaft.

Mitten in dem Eis begann eine Blume zu blühen. Sie war nicht vergleichbar mit den Blumen dieser Welt, sondern eine Mischung aus Rosen, Veilchen, Orchideen und anderen Pflanzen. Jedes ihrer Blätter besaß ein Eigenleben, jedes trug einen Teil der Botschaft in sich.

Und Howard griff mit seinem Geist danach und begann die Blätter zu pflücken, eines nach dem anderen.

Die Blume besaß den Hauch einer Pyramide, das Glitzern eines Edelsteins, und als er alle Blätter in den Händen hielt, durchzuckte ihn die Erkenntnis wie eine heiße Woge, die das Eis aus seinem Körper trieb. Er sah die beiden Gesichter deutlich vor sich und erkannte zumindest das eine. Das andere prägte er sich ein; er würde es nie vergessen.

Er ließ die Blätter fallen. Die Blume war zerstört, und damit endete auch die Botschaft. Howard starrte auf das pulsierende Dreieck an der Wand, als es plötzlich grell aufleuchtete. Es wurde orangefarben, dann gelb und zerplatzte schließlich mit einem scharfen Knall. Mörtel wurde nach allen Seiten davongeschleudert. Das Dreieck löste sich auf, ohne Spuren zu hinterlassen. Was blieb, war ein Loch in der Wand, von dem sich Lovecraft langsam abwandte. Rowlf bedachte ihn mit einem fragenden Blick.

»Es ist ein Siegel«, stieß Howard hervor. »Das fünfte Siegel – oder wenigstens die Spur dazu!«

(Er weiß natürlich nicht, daß Robert ein weiteres der SIEGEL, das Auge des Satans, bereits gefunden hat.)

»Un' wo isses?« brummte Rowlf, als könnte ihn nichts aus der Fassung bringen.

»Keine Ahnung. Aber es gibt zwei Personen, die damit im Zusammenhang stehen. Den einen kenne ich, wenngleich auch nur aus diversen Zeitschriften. Es ist der angesehene Phileas Fogg. Den anderen habe ich nie zuvor gesehen. Aber auch sein Name wird sich feststellen lassen.« Er warf einen letzten Blick auf die Trümmer der zerstörten Täfelung, wandte sich dann ab und kehrte zur Treppe zurück. Langsam stieg er in die Halle hinab, wo Harvey stand und ihm gespannt entgegenblickte.

»Es ist vorbei, Harvey«, sagte Howard, aber es klang keineswegs erleichtert. Er wollte schon an dem alten Butler vorbeigehen, als ihm noch etwas einfiel. »Haben Sie die Uhr in der Bibliothek abgestaubt oder gereinigt, Harvey?«

»Nein, Sir.«

Howard fügte den ungelösten Rätseln der letzten Minuten ein weiteres hinzu.

* * *

In der darauffolgenden Nacht hatte Howard einen merkwürdigen Traum. Er träumte, daß sein Geist sich aus dem Körper löste und über dem Bett schwebte, und mit der Träumen eigenen unlogischen Konsequenz sah er sich selbst vollkommen angekleidet durch die Straßen eines London gehen, das wieder im hellen Sonnenlicht des

Tages dalag. Er sah die Themse, die noch im Bau befindliche Tower-Bridge... und das DING.

Howard konnte nicht sagen, was es war, aber obwohl er sich der Tatsache vollkommen bewußt war, daß er träumte, war er sich ebenso sicher, daß dieses Etwas nicht zu seinem Traum gehörte, und wenn, daß es sich irgendwie von außen hineingeschlichen hatte – es war unlogisch, unmöglich und konnte auf keinen Fall real sein: was er sah, war ein Luftschiff; etwas, das ihn an die Montgolfieren erinnerte, die er hier und da schon einmal gesehen hatte, gleichzeitig aber auch gänzlich anders war – ein gigantischer langgestreckter Körper, der in beständiger innerlicher Bewegung zu sein schien, der irgendwie lebte, zuckte, vibrierte...

Und er begriff plötzlich, daß das eine Warnung war. Was immer von außen in seinen Traum eingriff, wollte ihn warnen vor diesem ungeheuerlichen Etwas, das noch nicht war, aber irgendwann sein würde...

Dann kippte sein Traum um. Das riesige lebende Luftschiff verschwand, und er sah sich wieder selbst, wie er in seinem Bett lag und sich unruhig hin und her wälzte. Das Bettzeug wurde langsam durchsichtig, und schließlich lag er ohne Nachthemd da. Dann löste sich auch sein Körper auf, und das gesamte Mobiliar folgte. Er wollte nach einem Streichholz greifen und die Kerze entzünden, aber das war ein Wunsch, der nicht gegen sein Unterbewußtsein ankam. Nach und nach löste sich das gesamte Haus in seine Bestandteile auf und verschwand, und Howard konnte genau erkennen, wie die Wände im Inneren beschaffen waren und die Fußböden, bevor sie ihre Existenz verloren.

Howards Bewußtsein hing über einem Sumpf der grünlich schillerte und bestialisch stank. Unter seiner Oberfläche bewegte sich etwas, aber Howard konnte nicht erkennen, was es war. Er empfand nur das Bedrohliche, das von diesem Pfuhl ausging, den Hauch des Bösen, der darin lauerte. Er versuchte, tiefer hinunterzugelangen, doch da schob sich heller Rauch zwischen ihn und den Sumpf. Er spürte einen stechenden Schmerz in seinem Kopf und – erwachte.

Hastig machte er Licht. Er war in Schweiß gebadet, seine Finger zitterten. Er setzte sich im Bett auf und stellte erleichtert fest, daß sich in seinem Schlafgemach nichts verändert hatte. Nicht, daß ihn diese Tatsache beruhigte. Er fragte sich, was diesen unheimlichen, beängstigenden Traum hervorgerufen hatte. Litt er noch immer unter der bösartigen Ausstrahlung des Shoggoten?

Zudem hatte er – was ungewöhnlich für ihn war –, keine Einzelheit des Traumes vergessen. Nichts von dem, was ihn erschreckte, war durch sein Erwachen verlorengegangen.

Howard erhob sich und ging nachdenklich hinüber zu dem kleinen Tisch, auf dem ein Glas und eine Karaffe standen. Er goß sich ein Glas Wasser ein und leerte es in einem Zug. Es erfrischte ihn kaum. Sein Kopf dröhnte, als hätte er am Abend zuvor dem Alkohol zu reichlich zugesprochen. Nachdem er das Nachthemd gewechselt hatte, kehrte Howard ins Bett zurück und schloß die Augen.

Es war nicht die erste Nacht in diesem Haus, in der er schlecht schlief.

Aber in dieser machte er kein Auge mehr zu.

* * *

Die eigentlichen Reisevorbereitungen nahmen nicht mehr als zwei Stunden in Anspruch. Phileas Fogg hatte die alten Listen mit den Utensilien seiner ersten Reise wieder hervorgeholt und sie zusammen mit Passepartout, seinem treuen Diener, um etliche Punkte erweitert, aus denen die mittlerweile gewonnene Erfahrung sprach. Passepartout holte die alte Reisetasche vom Speicher herab und reinigte sie gründlich von Spinnweben, toten Mücken und ein paar Käfern. Anschließend begann er sie nach den erstellten Listen zu packen.

Wenn es nur bei diesen geblieben wäre! Aber da gab es noch eine zweite, weiche und angenehm hell klingende Stimme, die immer wieder »Mein lieber Passepartout!« sagte. Es war Madame Aouda, und sie ließ keine Gelegenheit aus, ihre Trauer über den nahen Abschied von ihrem geliebten Gatten zu zeigen. Ihre Stimme bebte, und ihre Augen blieben stets feucht.

»Tu ihm ein paar Socken mehr in die Tasche«, sagte Mrs. Fogg. »Und vergiß nicht, den Kompaß zwischen die Taschentücher zu schieben. Und jetzt die Hemdkragen und Manschetten!«

Und an anderer Stelle: »Mein lieber Passepartout, zwei Nachtgewänder sind zu wenig für meinen lieben Mann!«

Sie betonte das Wort »lieb« besonders, und Phileas Fogg wurde dabei warm ums Herz. Er legte zärtlich einen Arm um die Schulter seiner Frau.

»Gräme dich nicht«, sagte er. »Diesmal sind es nur sechzig Tage. Ich habe sogar die Absicht, es in weniger zu schaffen. Vielleicht in achtundfünfzig!«

Aouda sah ihn stumm an, fast vorwurfsvoll. Die Stirn Mr. Foggs zog sich zu drei parallelen Falten zusammen. Er las in den Augen seiner Gattin und schüttelte den Kopf.

»Keine Angst, ich befreie diesmal keine Jungfrau und bringe sie mit nach England«, versicherte er ihr, darauf anspielend, wie er sie kennengelernt hatte. In seinen Augenwinkeln bildeten sich winzige schalkhafte Fältchen, und Aouda meinte in versöhnlichem Ton: »Also gut, wenn es unbedingt sein muß.«

Kurz darauf war die Tasche gepackt, und Passepartout trug sie in die Halle des Hauses und setzte sie neben der Tür ab. Fast gleichzeitig kamen die beiden Söhne seines Herrn von der Schule nach Hause. Ihre Wangen glühten vor Neugier und Begeisterung, als sie die Tasche sahen, und sie umringten Passepartout sogleich und stürmten mit hundert Fragen auf ihn ein.

Dann endlich war es an der Zeit, Abschied zu nehmen. Noch einmal umarmte Phileas Fogg seine geliebte Frau, küßte die beiden Knaben auf ihre geröteten Wangen und schlug Passepartout kraftvoll auf die Schulter.

»Wir kennen den Weg«, sagte er und zog seine goldene Uhr heraus. »Es ist Zeit. Ich höre die Kutsche kommen!« Phileas Fogg schenkte Passepartout ein aufmunterndes Lächeln und deutete mit dem Kopf zur Tür. Sein Diener bückte sich, nahm die Tasche auf und öffnete die Tür. Draußen hielt die Kutsche, und Mister Fogg trat auf die Straße und wartete, bis der Kutscher den Wagenschlag für ihn geöffnet hatte. Er reichte seiner Frau die Hand, half ihr in den Wagen hinein und folgte ihr. Die beiden Jungen und der Diener schlossen sich an. Ein kurzer Pfiff vom Kutschbock, die Kutsche rollte an und der Wagenschlag fiel durch den Ruck von allein ins Schloß.

Eine knappe Viertelstunde dauerte die Fahrt, dann hatte die Kutsche Charing Cross Station erreicht, jenen Bahnhof, in dem die Züge nach Süden und Südosten abgingen. Zwei Minuten später stand Mr. Fogg mit seiner Begleitung auf dem Bahnsteig und musterte das qualmende und pfeifende Ungetüm, das sie in exakt fünf Minuten entführen würde.

Der Weltreisende erregte keinerlei Aufsehen. Es war heutzutage nichts

Ungewöhnliches mehr, eine Weltreise zu unternehmen. Wenn auch nicht eben in sechzig Tagen. Nicht einmal die Herren aus dem Club gaben sich die Ehre, ihn am Bahnhof zu verabschieden, was Phileas Fogg dann doch leicht befremdete.

Dicht hinter seinem Diener betrat er den Wagen mit den Abteilen der Ersten Klasse, von denen er eines für sich hatte reservieren lassen. Er prüfte den Zustand der Polster und öffnete dann das Fenster. Er warf Aouda eine Kußhand zu, wünschte ihr alles Liebe und fügte besorgt an, daß sie gut auf die beiden Halbwüchsigen aufpassen möge.

»Wir werden dich vermissen«, flüsterte seine Frau, und er erwiderte: »Ich dich auch! Bis bald!«

Er hatte das Signal des Stationsvorstehers vernommen, das der Lokführer nun beantwortete. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Passepartout reichte seinem Herrn ein blütenweißes Taschentuch, mit dem dieser noch eine Weile winkte, bis der Bahnhof hinter der Schienenkrümmung verschwunden war. Phileas Fogg holte das Tuch ein, reichte es seinem Diener und schloß sorgfältig das Fenster. Der Zug hatte Charing Cross pünktlich um 15 Uhr 48 verlassen und fuhr Richtung Dover, das er noch am Abend erreichen würde.

»Eines wundert mich«, sagte der Weltreisende, nachdem er sich in eines der Polster niedergelassen hatte. Er blickte in Fahrtrichtung aus dem Fenster. »Dieser Moriarty hat sich nicht sehen lassen. Aber bestimmt hat er einen Informanten zum Bahnhof geschickt, der mich hat einsteigen sehen.«

»Mit Sicherheit«, pflichtete Passepartout ihm bei, der in diesen Tagen nicht unbedingt der Gesprächigste war. »Fünfzigtausend Pfund sind schließlich kein Pappenstiel, auch in dieser Zeit nicht!«

Phileas Fogg senkte den Kopf und stützte das Kinn in die Hände. Es war wirklich eine sehr schnellebige Zeit, das kam ihm immer deutlicher zu Bewußtsein. Was war schon eine Eisenbahn fahrt nach Dover, über den Kanal und nach Paris? Dann würde eine Fahrt durch die Alpen nach Turin folgen, und von dort ging es hinab über den italienischen Stiefel bis nach Brindisi. Es war kein Tagesausflug, aber dennoch keine lange Reise, zumindest nicht für ihn und seinen Begleiter, die sie diese Fahrt vor vierzehn Jahren schon einmal gemacht hatten.

Passepartout hatte seit dieser Zeit ein paar graue Haare bekommen,

ohne jedoch sein jugendliches Wesen einzubüßen, aber Phileas Fogg sah noch genau so aus wie damals. Höchstens im Seitenlicht hätte man feststellen können, daß er ein paar kleine Fältchen mehr im Gesicht trug, die allerdings zum Teil von seinem gepflegten Bart verdeckt wurden.

Auf halbem Weg zwischen London und Dover hatte Phileas Fogg seine Erinnerungen endlich abgeschlossen. Er richtete sich auf und lehnte sich zurück. Seine rechte Hand glitt hinab zur Rocktasche und verschwand in ihr. Er warf einen Seitenblick auf Passepartout, der an der Abteiltür saß und döste. Vorsichtig zog Fogg den schwarzen Lederbeutel hervor und hielt ihn vor sich hin. Er nahm ihn in die linke Hand und wog ihn. Er war so leicht, als befänden sich Federn darin, und doch fühlte sich der Inhalt fest und gleichmäßig an, ein Gegenstand von runder oder ovaler Form, der halb so groß war wie der Beutel und fast ebenso dick.

Es war seltsam. Solange Fogg den Beutel in der Tasche getragen hatte, hatte er sich gedanklich mit allen möglichen Dingen beschäftigen können, ohne an diesen Gegenstand zu denken, der angeblich eine Art Kontrollfunktion erfüllte.

Jetzt nahm das Rätsel des Beutels all seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und er verspürte weder Lust noch Grund, sich mit etwas anderem zu beschäftigen.

Fogg lächelte. In dem Beutel konnte nur ein Amulett sein oder ein Fetisch. Woran mochte dieser Moriarty glauben?

Ein vager Verdacht schlich sich in seine Gedanken. War er einem Scharlatan aufgesessen, einem Gauner, der ihn zu einer Reise veranlaßte, um sich an seine Frau heranzumachen oder ihn hinterher der Lüge zu bezichtigen und das Geld zurückzufordern?

Er wollte aufspringen – aber im gleichen Moment waren diese Gedanken wie weggewischt. Er erhob sich dennoch ruckartig, öffnete das Abteil und spähte hinaus. Dabei stieß er an die Knie seines Dieners, und Passepartout schrak auf.

»Sind wir schon da?« fragte er schläfrig. Fogg gab ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er gefälligst schweigen solle. Er trat hinaus auf den Gang und schritt ihn langsam entlang, den Beutel fest in der linken Hand. Unauffällig spähte er in jedes Abteil hinein, aber sie waren ohne Ausnahme leer. Er und sein Diener befanden sich allein in dem Wagen. Nachdem Mr. Fogg auf diese kriminalistische Art

und Weise auch noch die Ausstiege kontrolliert hatte, kehrte er in sein Abteil zurück.

»Wir müssen uns vorsehen«, warnte er Passepartout. »Vergiß die Warnung nicht, die Moriarty mir auf den Weg gab. Es ist möglich, daß jemand hinter diesem Beutel her ist und versuchen wird, ihn uns zu stehlen.«

»Enthält er denn etwas Wertvolles?«

Fogg wußte es nicht zu sagen. Es hatte nicht einmal einen Sinn, sich diese Frage zu stellen. Es sei denn, er öffnete den Beutel. Aber das war ihm nicht gestattet; es gehörte zu den Vereinbarungen, die er mit Moriarty getroffen hatte, daß der versiegelte Beutel nicht geöffnet werden durfte.

»Es ist noch jemand im Waggon«, flüsterte Phileas Fogg nach einer Weile. »Sieh nach. Geh hinüber in die anderen Wagen, wenn es möglich ist!«

Passepartout entfernte sich widerstrebend, und Fogg ließ sich wieder in die Polster seines Fensterplatzes sinken. Noch immer hielt er den Beutel in der Hand. Was auch immer sich darin befinden mochte, es mußte geschützt werden und durfte nicht in fremde Hände fallen.

Fogg faßte sich an die Stirn. Was waren das für merkwürdige Ängste, die ihn mit einem Male so beunruhigten? Er prüfte, ob er an Reisefieber litt, konnte aber nichts feststellen. Unruhig rutschte er auf dem Sitz hin und her. Er lauschte in sich hinein, weil er sich einbildete, daß da etwas war. Er glaubte es zu spüren, empfand seine Nähe, ohne es näher bestimmen zu können. Plötzlich hörte er ein Geräusch und sprang auf. Er ließ den Beutel in seinem Rock verschwinden und streckte die Fäuste nach vorn. Jemand kam den Wagen entlang, und dieser Jemand konnte es nur auf den Beutel abgesehen haben.

Phileas Fogg sah einen Schatten vor seinem Abteil auftauchen und warf sich mit einem Schrei auf ihn, traktierte ihn mit den Fäusten und wollte ihn vertreiben. Schatten empfinden im allgemeinen keine Schmerzen. Dieser stieß einen Wehlaut aus und zog sich ein Stück zurück. Fogg folgte ihm unbeirrt und hielt erst inne, als der andere seine Handgelenke packte und ihn mit aller Kraft festhielt. Foggs Blick klärte sich, und er sah das entsetzte Gesicht seines Dieners vor sich.

»Wa... was ist geschehen, Passepartout?« stieß er hervor.

»Ein Unglück!« rief der Diener laut. »Ich werde von meinem Herrn ohne Grund angegriffen. Was ist los mit Euch?«

Erschüttert ließ Fogg sich nach hinten sinken, auf den Sitzplatz seines Dieners hinab.

»Ich weiß es nicht«, ächzte er. »Es überkam mich einfach. Ich wollte den Beutel vor Diebstahl schützen!«

»Es ist kein Dieb da«, sagte Passepartout. »Es ist überhaupt niemand da außer uns beiden!« Und nach einem nachdenklichen Blick auf die Schweißperlen, die sich in ganzen Feldern auf der Stirn seines Herrn gebildet hatten, fuhr er fort: »Wir sollten zurückkehren. Bald sind wir in Dover. Von dort aus nehmen wir den Abendzug nach London!«

»Nein!« sagte Phileas Fogg hart. »Ich bin eine Wette eingegangen und werde sie gewinnen. Was, glaubst du, würde Moriarty dazu sagen, wenn wir nach fünf Stunden bereits zurückkämen?«

Darauf wußte selbst Passepartout keine Antwort.

* * *

Rowlf hatte sich aufgemacht, die Identität des zweiten Mannes herauszufinden, der in dem Zeichen an der Wand erschienen war, während Howard sich mit der Analyse der Überreste beschäftigte. Lovecraft hatte ihm das Aussehen der beiden Personen so klar beschrieben, daß Rowlf sie unter Hunderten herausgefunden hätte. Jetzt stand er etwas unschlüssig an eine Hauswand in der Savile Row gelehnt, beobachtete das geschäftige Treiben der Kaufleute und lauschte dem Rumpeln der Droschken, die ab und zu über das Pflaster holperten. Der Nebel hatte sich ein wenig gelichtet, und es stand zu erwarten, daß am frühen Nachmittag ein paar Strahlen der Sonne zu sehen sein würden.

»Fogg, Nummer sieben«, murmelte der Hüne und drehte verlegen die Hände hin und her, als wüßte er nichts mit ihnen anzufangen. Nach einer Viertelstunde faßte er endlich einen Entschluß. Er sah sich kurz um, dann überquerte er die Straße und schritt auf das bezeichnete Haus zu. Es war ein schlanker, hoher Bau, dessen glatte Fassade sich exakt in die aller anderen Häuser einfügte, die der Savile Row ihr charakteristisches, barockes Aussehen verliehen.

Nichts in dieser Straße war neuzeitlich oder wirkte wie ein

Zugeständnis an das Industriezeitalter. Wären die modernen, einfachen Droschken nicht gewesen, hätte man glauben können, sich im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert zu befinden. Es gab nicht einmal Gaslichter hier. Abends zündeten die Bewohner der Häuser eine Kerze über ihren Toren an, die durch eine oben offene Glaskugel vor dem Wind geschützt war. Mehr Licht gab es bei Nacht in dieser Straße nicht, und die Bewohner der Savile Row waren glücklich mit dieser Einrichtung. Gas, so wußte man, konnte gefährlich werden, wenn man nicht aufpaßte. Es reichte, wenn das Gas in den Häusern war, damit gekocht werden konnte.

Rowlf zweifelte, ob es überhaupt Gasöfen gab in dieser Straße. Sicher, einem Mann wie Phileas Fogg hätte er zugetraut, auf dem neuesten Stand der Technik zu sein, aber ganz sicher war das nicht. Es spielte auch keine Rolle für das, weswegen Lovecrofts Leibdiener unterwegs war.

Vor der Haustür blieb er stehen und betrachtete den verschnörkelten Türklopfer. Daneben gab es einen Druckknopf, eine Art Klingel vermutlich. Rowlf entschied sich für den Klopfer, um kein Aufsehen zu erregen. Seine Hand schloß sich um das kühle Metall des Messingringes und hob ihn an.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte da eine Stimme hinter ihm. Rowlf ließ den Ring sinken, wandte sich mit gemächlichen Bewegungen um und musterte den Mann. Er erkannte ihn sofort. Es war der Mensch mit der Habichtsnase und den stechenden Augen, den Howard ihm beschrieben hatte. Alles an der Person machte einen irgendwie bedrohlichen Eindruck; zumindest redete Rowlf sich das ein.

»Un warum nich?« brummte er. »Man wird doch noch anner Haustür klopfen dürfn!«

»Vermutlich ja. Aber Mr. Fogg ist nicht daheim!« Die Stimme schnarrte und gurgelte, kein Wort war von derselben Lautstärke wie das vorherige. Rowlf machte einen Schritt zur Seite, um nicht den übelriechenden Atem des anderen ertragen zu müssen, dessen Nase zudem ständig lief. Der Fremde bemerkte Rowlfs Blicke und zog hastig ein Tuch aus dem Rock, mit dem er sich das Wasser von der Oberlippe wischte.

»Wo isser denn?« fragte Rowlf.

»Auf Weltreise. Deshalb sagte ich, daß Ihr Versuch nicht nötig sei. Madame Aouda wird Ihnen keine andere Auskunft geben können.«

»Wer?«

»Mrs. Fogg. Sie kennen sie nicht?«

»Nee.«

»Eine Seele von Frau. Aber verzeihen Sie; ich vergaß mich vorzustellen. Moriarty. Professor James Moriarty. Ich lernte Mister Fogg im Club kennen. Er ist ein außergewöhnlicher Mensch. Sehr beeindruckend. Allerdings machte er in letzter Zeit einen zerfahrenen und verschlossenen Eindruck auf mich, so als habe er etwas zu verbergen. Und dann dieses Amulett oder was immer es darstellen soll. Er trug es wochenlang mit sich herum. Ständig hielt er es in der Hand und ließ es niemanden sehen. Ein Beutel mit etwas darin. Ein Fetisch vielleicht.«

»Wie sah er aus, der Beutel?« fragte Rowlf. Ihm schoß ein Gedanke durch den Kopf.

Moriarty beschrieb es ihm, und Rowlf prägte sich jedes seiner Worte fest ein.

»Un Se wissn nich, was drin war?« vergewisserte er sich. Moriarty verneinte. Er verströmte einen immer aufdringlicheren Gestank, und Rowlf zog es vor, allmählich den Rückzug anzutreten.

»Dann brauch ich wirklich nich klopfen«, meinte er. »Vielen Dank auch für die Auskunft.«

Ein kaum erkennbares Kopfnicken des Professors folgte auf seine Worte. Moriarty ließ ihn einfach stehen, schritt mit unregelmäßigem Gang an den Häuserfassaden entlang und verschwand in einer kleinen Seitengasse. Rowlf sah ihm mit gerunzelter Stirn nach.

»'n Moment noch!« rief er ihm nach, dann setzte er sich in Bewegung und rannte hinter Moriarty her. »Warten Se, ich wollt doch fragn, wohin er gereist is!« Er erreichte die Ecke und blickte in die Gasse hinein. Sie war überschaubar bis zur nächsten Querstraße, die gut hundert Yards entfernt lag. Und sie war leer. Moriarty war spurlos verschwunden.

Rowlf schüttelte ungläubig den Kopf und wischte sich über die Augen. Das war unmöglich! Bis zum nächsten Hauseingang waren es ebenfalls mindestens vierzig Yards. Bei Moriartys Schrittempo konnte der Mann noch gar nicht so weit sein.

Rowlf senkte den Kopf und starrte auf das Gitter des Abwasserschachtes an der Ecke. Ein fürchterlicher Gestank zog zu ihm empor, und irgendwie erinnerte er ihn an die Ausdünstung des Doktors. Aber auch durch diesen Kanal konnte der Professor unmöglich verschwunden sein; dafür war der Einstieg viel zu eng. Er zuckte mit den Schultern und machte sich auf den Rückweg zum Ashton Place. Viel hatte er nicht erreicht, und je weiter er sich von der Savile Row entfernte, desto mehr erkannte er, daß er sich ausgesprochen dämlich verhalten hatte. Warum hatte er nicht doch geklopft und Mrs. Fogg nach dem Reiseziel ihres Mannes gefragt?

Aber dann kehrte Rowlf doch nicht um, sondern beschleunigte im Gegenteil seine Schritte, um Howard die Nachricht zukommen zu lassen und sich mit ihm zu beraten, wie sie weiter vorgehen sollten. Und als er endlich vor dem Eingang der Nummer 9 stand, war er so wütend auf sich selbst, daß er sich mit der Faust gegen den Schädel schlug, was Harvey beim öffnen der Tür dazu veranlaßte, dieselbe schleunigst wieder zu schließen, bis Rowlf ihn aufklärte, was eigentlich los war. Der Hüne stürmte hinauf in die Bibliothek, wo Howard hinter dem Schreibtisch saß, die unvermeidliche schwarze Zigarre im Mund. Er blätterte in einem Buch, und durch die Rauchschwaden sah Rowlf, daß es ein Kartenfoliant war.

»Er ist auf Weltreise«, stieß er hervor. »Irgendwo!«

»Es steht in der Morgenzeitung«, lächelte Howard und deutete auf den Schreibtisch. »Aber niemand weiß, welche Route er genommen hat, nachdem er Dover verließ. Er befindet sich nur in Begleitung seines Dieners.«

Rowlf berichtete von der Begegnung mit Moriarty und dessen spurlosem Verschwinden. Howards Gesicht wurde steinern. Er legte den Folianten beiseite und zog die Zeitung zu sich heran, blätterte einen Moment darin und verharrte mit dem Finger auf einer Nachricht.

»Vorletzte Nacht wurde am St. Katharina Marina Dock ein Mann ermordet. Vermutlich mit Säure. Man fand die Gebeine unmittelbar unter der Kaimauer. Ein paar Knochen waren auf eine Planke gefallen, die von einem der kleineren Schiffe auf einen Holzsteg führte.«

»Un was hat das damit zu tun?«

»Wie, sagtest du, stank Moriarty?«

»Wie Mist. Oder Aas. Ach, ich weiß nich.«

»Oder wie ein Shoggote!« Howard sprang auf, klappte den Folianten zu und faltete die Zeitung zusammen. »Moriarty hängt mit diesen ganzen Vorfällen zusammen, mit dem Shoggoten in diesem Haus und allem, was es da sonst noch geben könnte.«

»Aha!« machte Rowlf und folgte seinem Freund, der rasch die Bibliothek verließ. Harvey arbeitete an der beschädigten Wand. Er klopfte den brüchigen Gips weg und kehrte den Dreck zusammen. Die Holztrümmer hatte er durch die Öffnung hinunter auf den Kiesweg geworfen.

»Sir, am Nachmittag kommen die Handwerker«, sagte er. »Sie werden eine neue Tür einsetzen und die Täfelung erneuern. Die steinerne Brüstung des Balkons und die Schäden an der Treppe werden erst in ein paar Tagen beseitigt sein!«

»Danke, Harvey«, meinte Lovecraft. »Es hat Zeit.«

Er wandte sich zur Treppe und stieg vorsichtig hinab. Nichts wies mehr darauf hin, daß dieses Haus kein gewöhnliches Haus war, daß es magische Kräfte besaß, die nicht nur seinen Feinden, sondern auch seinen Bewohnern gefährlich werden konnten. Er machte sich Gedanken über seinen Traum und über die Deutung des magischen Dreiecks an der Wand. Er hatte instinktiv gewußt, daß die Botschaft für ihn bestimmt war. Dabei war es logischer anzunehmen, daß sie Robert galt. Doch Howard hatte Erfahrung mit solchen Dingen, wenn ihm auch die Begabung fehlte, wie sie in Robert schlummerte. Er konnte Erscheinungen interpretieren und die richtige Lösung finden.

Und diese Botschaft galt eindeutig ihm.

Am Fuß der Treppe blieb er stehen und wandte sich zu Rowlf um.

»Denk nach«, sagte er. »Was geschieht, wenn wir hier weggehen und der Spur des Siegels folgen? Ist es tatsächlich ein Siegel oder nur der Anhaltspunkt für einen Weg, der uns zu ihm führt? Sollten wir nicht lieber warten, was Robert dazu sagt?«

»Vielleicht, vielleicht auch nich, H. P.«, erwiderte Rowlf. »Wer weiß, wann der Kleene wieder da is.«

Howard mußte dem Hünen recht geben. Robert hatte mit Sicherheit wichtige Gründe, warum er so lange ausblieb. Wenn er sie benötigt hätte, hätte er sich mit ihnen in Verbindung gesetzt.

In diesem Augenblick faßte Howard einen endgültigen Entschluß. Eine

Viertelstunde später saßen sie in einer Droschke und fuhren hinüber nach Charing Cross Station, um beim dortigen Bahnhofsvorsteher vorzusprechen. Mr. Johnson war ein höflicher Mann, von den Vorzügen der Wahrung seines Berufsgeheimnisses durchdrungen wie ein Pfarrer von denen des Beichtgeheimnisses, aber nicht unbedingt ganz so schlimm. Er kannte den Namen Phileas Fogg, und der Weltreisende lag ihm besonders am Herzen. Fünfzig Pfund Sterling taten ihr übriges, ihn von der Dringlichkeit von Lovecrafts Anliegen zu überzeugen.

»Sie wollen ihm also nachreisen, Sir? Ich will es Ihnen ganz im Vertrauen sagen: Er hat eine Fahrkarte nach Dover gelöst und fährt von dort über Paris, den Mont Cenis, Turin nach Brindisi. Von dort wird er wohl das Schiff nach Ägypten nehmen wollen!«

»Haben Sie herzlichen Dank«, sagte Howard erleichtert. »Wann fährt der nächste Zug nach Dover?«

»Am Nachmittag, Sir. Zwanzig Minuten nach drei.«

Sie verließen den Bahnhof und kehrten zum Ashton Place zurück. Rowlf begann damit, die wichtigsten Dinge für die Reise herzurichten, während Howard das Haus wieder verließ, um die nötigen Geldmittel und ein paar Kleinigkeiten zu besorgen, die für eine solche Reise zwingend notwendig waren. Es war kurz nach eins, als sie alle Vorbereitungen abgeschlossen hatten und endlich an das Mittagessen denken konnten. Der Einfachheit halber aßen sie an dem großen Holztisch in der Küche, dessen früher polierte Oberfläche ein einziges Narbenfeld von unzähligen Messer- und Axthieben war.

Howard gab sich keinen Illusionen hin. Wenn Fogg tatsächlich mit bösen Mächten im Bunde stand oder von ihnen benutzt wurde, dann war es gefährlich, ja beinahe selbstmörderisch, ihm zu folgen und zu versuchen, das Siegel an sich zu bringen. Dennoch, mit etwas Umsicht und Glück konnten sie es schaffen. Wichtig war nur, daß sie die Spur des Mannes nicht verloren und ihn rechtzeitig einholten, so daß sie das Siegel in ihren Besitz bringen konnten.

Howard beendete seine Mahlzeit und gab Harvey letzte Instruktionen. Dann eilte er noch einmal hinauf in die Bibliothek, nahm ein Stück Papier und Tinte und hinterließ Robert eine ausführliche Nachricht. Er legte das Blatt deutlich sichtbar auf den Schreibtisch und beschwerte es mit einem kleinen, bronzenen Elefanten, damit kein Windhauch es unter den Tisch oder den Teppich wehen konnte.

Knapp zwei Stunden später waren er und Rowlf auf dem Weg zum Bahnhof. Sie hatten einen Tag Verspätung, und sie wußten, daß es schwierig sein würde, die Zeit aufzuholen.

Aber sie mußten es versuchen, wenn sie ihre Reise nicht umsonst unternommen haben wollten. Bevor Phileas Fogg endgültig untertauchte.

* * *

Die Lichter der Leuchttürme von Port Said waren längst hinter der QUEEN VICTORIA verschwunden, aufgesogen von der Feuchtigkeit der beginnenden Nacht. Links und rechts an den Ufern der Meeresbucht hatten die Fahrgäste des Schiffes noch eine Weile die Kamelreiter mit ihren Fackeln gesehen, reglose Statuen im Sand der Wüste, Richtungsweiser für die Schiffe, die in den Kanal eingefahren waren und sich in der Orientierungsphase befanden.

Am Bug des 2.500 Bruttoregistertonnen-Schiffes der Indian Company erscholl ein lauter Ruf.

»Tiefgang klar!« verkündete der Lotse. Leise Geräusche von Holz an Holz drangen herauf auf das Promenadendeck, auf dem in der vorderen Hälfte Güter aller Art vertäut lagen und dessen hintere Hälfte mit Klappstühlen für die Passagiere hergerichtet war, damit sie die sternenklare Nacht mit ihren milden Temperaturen genießen konnten.

Halblaute Kommandos wiesen darauf hin, daß der Lotse von Bord ging und mit dem kleinen Ponton hinüber ans Ufer ruderte, wo dienstbare Geister ihn erwarteten, den Ponton auf einen kleinen Schienenwagen luden und ihn unter dem Fackellicht der Kamelreiter zurück zur Kanaleinfahrt brachten, wo der Lotse auf das nächste Schiff zu warten hatte.

Unter dem Vordersteven leuchtete eine helle Laterne auf. Sie warf ihren ruhigen Schein auf das ebenso ruhige Wasser, und während das Schiff mit mäßiger Geschwindigkeit in den Kanal hineindümpelte, blieben die Fackelreiter hinter ihm zurück, immer kleiner werdende Lichter, die zu Pünktchen zusammenschrumpften und dann vollständig verschwanden. Die QUEEN VICTORIA war sich selbst überlassen, und der Kapitän des Schiffes bestieg die Brücke und hielt Zwiesprache mit dem Steuermann, einem Ritual folgend, das bei jeder Kanaldurchquerung zelebriert wurde. Es gehörte dazu wie der Kanal

selbst, und so mancher Engländer mochte heimlich bei sich denken, daß den Franzosen großer Dank gebührte, weil sie den Kanal gebaut hatten. Der internationalen Schiffahrt und besonders der Indian Company und der Indisch-Orientalischen Gesellschaft war dadurch eine schnelle und regelmäßige Schiffsverbindung zwischen dem Mutterland und den fernöstlichen Kolonien möglich geworden.

Die QUEEN VICTORIA war ein Handelschiff, zumindest offiziell. An der Backbord- und der Steuerbordseite gab es jedoch einen knappen Meter über der Wasserlinie Luken, deren Abstand von handelsüblicher Regelmäßigkeit war. Man mußte kein Soldat sein, um zu erkennen, daß es sich dabei um Geschützluken handelte, durch kleine Türen verschlossen, aber nicht minder schußbereit als auf den großen Kriegsschiffen. Zwar rechnete noch niemand mit einer Kampfsituation; erst im Indischen Meer war die Möglichkeit gegeben, einem oder mehreren Piratenschiffen zu begegnen.

Howard Lovecraft hatte sich über die Reling gebeugt und sah nach unten, wo die Gischt am Rumpf des Schiffes entlangperlte und hinten in der Spur aufgewühlten Wassers verschwand, die wie ein prustendes Ungeheuer dem Schiff folgte, hervorgerufen durch die mächtige Schiffsschraube, die das Schiff vorwärtstrieb nach Süden, seiner nächsten Station entgegen.

Es war Montag abend, und die Luft war lau, beinahe warm. Die Temperatur lag zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Grad, und Howard hatte die Ärmel seines Hemdes aufgekrempelt. Der Wind strich durch sein Haar und kühlte seine Stirn.

Rowlf löste sich aus dem Schatten einer Tür und trat neben ihn.

»Wir sind ausgesprochen schnell, nich?«

»Ja. Ein Glück. Wir werden das Postschiff einholen, mit dem Fogg und sein Diener gefahren sind. Es ist nur eine Frage der Zeit!«

Er legte den Kopf in den Nacken und blickte suchend nach allen Seiten. Irgendwo hatte ein Licht geblitzt, dessen Ursprung nicht genau feststellbar war. Es war am Ufer gewesen oder irgendwo über dem Wasser. Eine Spiegelung der Sonne konnte es nicht gewesen sein; der schmale Lichtstreifen im Westen – in Howards Rücken – verschwand nun endgültig, und damit senkte sich die Nacht über das Schiff und den Kanal.

»Hast du das eben gesehen, den Lichtblitz?« fragte Howard leise.

Rowlf hatte nichts bemerkt, und Howard fand sich damit ab, daß er seine Neugier nicht würde befriedigen können. Im nächsten Moment wurden sie abgelenkt, denn mehrere Angestellte der Company erschienen auf Deck und verteilten Umhänge an die Passagiere, die noch etwas länger auf Deck verweilen wollten. Howard lehnte dankend ab, und Rowlf schloß sich dem an.

»Hundertvierzig Meilen in einer Nacht«, sagte Howard Lovecraft nach einer Weile sinnend. »Schneller ist auch die Eisenbahn nicht.«

»Da!« unterbrach Rowlf seine Gedankengänge und deutete nach Osten. »Da is was!«

Diesmal war es ein Feuerschweif, der über dem Horizont hing, greifbar nah und doch so weit entfernt. Es war eine Sternschnuppe, die in der hohen Atmosphäre verglühte.

»Wünsch dir was!« sagte Rowlf.

»Ich wünschte, ich wüßte, was mit Robert geschehen ist.« Er richtete sich ein wenig auf und holte tief Luft. Er wurde unruhig, und das war allemal ein schlechtes Zeichen. Er lauschte auf seine Umgebung. Kein einziges Wort war mehr zu hören. Die Gespräche der übrigen Passagiere waren verstummt. Nur das Stampfen der Schiffsmotoren drang als regelmäßige Vibration herauf an Deck.

Und das Stampfen wurde lauter, langsam aber unaufhörlich. Howard konnte es nur deshalb feststellen, weil er längere Zeit seine Aufmerksamkeit darauf richtete. Er faßte nach Rowlfs Hand und legte sie auf das Geländer.

»Spürst du das?« hauchte er. »Das ist nicht in Ordnung!«

»‘s wird stärker«, bestätigte der Hüne. »Alles bebt. Der Kapitän musses erfahrn!«

Er wollte sich abwenden und hinüber zur Treppe gehen, die hinauf auf die Brücke führte. Er kam nicht mehr dazu. Ein Schlag erschütterte den Schiffsrumpf, und wenige Sekunden später hallte das Schrillen der Alarmglocke über den Kanal.

»Alle Mann an Deck!« schrie eine Stimme. Howard war herumgefahren und starrte nun wieder auf die Wellen hinab. »Aufgelaufen«, zischte er. »Aber das kann nicht sein. Merkst du, wie das Schiff weiterhin schaukelt? Und sieh dir die Gischt an. Es fährt mit gleichbleibender Geschwindigkeit weiter!«

Auch auf der Brücke schien man zu erkennen, daß der Schlag nichts mit der Fahrt des Schiffes zu tun gehabt hatte. Das mehrmalige Klingeln der Sprechverbindung zwischen Maschinenraum und Brücke und die Widerrufung des Kommandos ließen erkennen, daß es weder einen technischen Schaden im Schiff gab, noch daß es auf ein Hindernis aufgelaufen war.

Dennoch war etwas faul. Es wurde nun rasch kälter, und Howard war gerade dabei, sich die Ärmel vorzukrempeln, als er sah, daß die übrigen Deckgäste nach und nach im Innern des Schiffes verschwanden.

»Vielleicht haben sie recht, wenn sie hineingehen«, sagte Lovecraft zu sich selbst. »Und was tun wir?«

Er warf einen Blick zum Himmel empor. Auch dort konnte er kein Anzeichen einer drohenden Gefahr erkennen.

Dunkelheit lastete über dem Firmament; nur wenn er den Kopf drehte und in Fahrtrichtung über das Wasser schaute, sah er in Horizontnähe Sterne blinken. Sie bildeten einen flachen Bogen über dem Kanal und der ihn säumenden Wüste.

Der übrige Himmel war schwarz, als hätte ein unsichtbarer Mantel alle Sterne verschluckt. Und erst in diesem Augenblick begriff Howard, daß sich die Welt um die QUEEN VICTORIA herum verändert hatte.

»Kapitän!« schrie er über das Deck. »Mit Volldampf voraus! Sehen Sie sich den Himmel an! Die Sterne sind verschwunden.«

Der Befehlshaber des Schiffes trat aus dem Führerhaus und überzeugte sich mit eigenen Augen von dieser physikalischen Unmöglichkeit, doch er reagierte völlig falsch darauf. Statt Howards Rat zu beherzigen, ließ er das Schiff anhalten. Es wurden zwei zusätzliche Positionsleuchten an Bug und Heck angebracht, um möglicherweise folgende und entgegenkommende Schiffe zu warnen. Die Geräusche im Leib des Dampfers erstarben.

»Weiterfahren!« brüllte Howard. Er eilte zur Treppe und hastete hinauf. Er stürmte auf den Kapitän zu, den er an den Uniformabzeichen erkannte, und packte ihn mit der Linken an den Aufschlägen seiner Jacke, während seine rechte Hand zum Himmel empordeutete.

»Die Sterne sind weg«, rief er laut. »Von einer Sekunde auf die andere.

Und es sind keine Wolken, die sich dazwischengeschoben haben! Wir sind in Gefahr! Sie sollten zusehen, daß Sie von hier wegkommen!«

Der Kapitän legte ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter.

»Mister, mir ist das Leben von zweihundert Passagieren und vierzig Besatzungsmitgliedern anvertraut«, meinte er. »Da ist Umsicht erforderlich. Ein Hysteriker wie Sie sollte zu Hause bleiben!«

»Ich bin kein Hysteriker«, begehrte Howard auf. »Was ich sage...«

Ein zweiter Schlag traf das Schiff. Seine Hülle begann zu dröhnen, und in die abklingenden Geräusche mischten sich neue Kommandos.

»Beidrehen! Wir gehen ans Ufer!«

»Glaubt er dir nich?« empfing Rowlf seinen Gefährten, als Howard die Treppe wieder herabgestürmt kam.

»Nein. Und ich kann es ihm nicht einmal verdenken. Er weiß nicht, was dahintersteckt. Mein Gott, warum mußten wir diese Reise machen? Wir bringen ein ganzes Schiff in Gefahr.«

»Du meinst, es ist hinter uns...«

Er kam nicht dazu, seinen Satz zu vollenden. Das Unheil hatte sich vergleichsweise harmlos angekündigt, nun brach es mit aller Gewalt über das Schiff herein. Eine unsichtbare Faust packte es und trieb es vorwärts, den Kanal entlang. Es hüpfte auf dem Wasser wie ein runder Kieselstein, und als es endlich zurücksank und vom Reibungswiderstand abgebremst wurde, stand das Wasser bis an die Luken, hinter denen die Geschütze verborgen waren.

Der Maschinenraum meldete ein Leck. Der verantwortliche Ingenieur rief seine Männer zusammen, um es abzudichten. Es war dort entstanden, wo die Antriebswelle in der Schiffswandung verankert war. Oder vielmehr: verankert gewesen war. Sie fehlte plötzlich, mochte irgendwo auf dem Grund des Kanals liegen, und mit ihr die Schraube.

Howard war längst klar, daß ein Entkommen jetzt unmöglich war. Er sah auch als erster, was sich aus der Dunkelheit über dem Schiff schälte und langsam herabsenkte. Es war ein feuerspeiendes Ungeheuer, größer noch als das Schiff selbst, mit vielen kleinen Flammenzungen, die seine Umrisse in etwa erahnen ließen. Und endlich begriff Howard. Es war das Geschöpf aus seinem Alptraum;

kein Luftschiff, wie er zunächst geglaubt hatte, sondern ein lebendes, gigantisches Ding, das auf und ab waberte und Bewegungen wie ein Rochen vollführte, der sich durch das Meer bewegt. Und das näher kam, langsam, aber unaufhaltsam.

»Bei allen GROSSEN OLLEN«, knurrte Rowlf. »Was is ‘n das?«

»Egal, was es ist – weg hier!« Lovecraft faßte seinen Begleiter am Arm und zog ihn mit sich zu einem der Rettungsboote. Er tat es nicht, weil er fliehen wollte, ohne andere Passagiere mitzunehmen. Er wußte, daß der Angriff allein ihm und Rowlf galt. Um das Leben der Menschen an Bord zu retten, mußte er sich zusammen mit Rowlf vom Schiff entfernen.

Sie kamen nicht sehr weit. Etwas zog und zerrte von unten an dem Schiff, Dünne, schleimige Fäden umwickelten die Reling der QUEEN VICTORIA und rissen sie mit einem einzigen Ruck auf der gesamten Steuerbordseite herunter. Verbogene Eisenteile stürzten ins Wasser hinab. Eine gewaltige Kraft zerrte das Schiff immer weiter auf den Grund des Kanals hinab. Die ersten Luken barsten, und das Wasser drang in die Geschützräume ein. Endlich begriff der Kapitän, daß er es mit Mächten und Erscheinungen zu tun hatte, denen er nicht gewachsen war.

»Alle Mann in die Boote!« schrie er, doch niemand reagierte auf seinen Ruf; alles blieb still. Keiner der Passagiere stürmte auf Deck. Howard und Rowlf eilten zu einem der Abgänge, und Rowlf stieg hinunter in einen Aufenthaltsraum und kehrte kurz darauf keuchend zurück.

»‘se sind alle bewußtlos«, stieß er hervor. »Was machmer nu?«

Howard hatte sich mit dem Rücken an die Wand neben dem Abgang gelehnt und fixierte die Erscheinung am Himmel. Ihr Abstand zum Schiff war nicht genau erkennbar, doch er nahm ständig ab.

Erste Tentakel tauchten auf dem Promenadendeck auf und tasteten es ab. Irgendwann würden sie ihr Ziel finden: die beiden Männer neben der offenen Tür.

Das von Flammen umgloste Ding über dem Schiff änderte sein Aussehen. Es war, als würde eine mit Öl übergossene Fläche angezündet. Plötzlich jagten Feuerzungen nach allen Seiten, und dann stand das gesamte Gebilde in Flammen. Übergangslos wurde es sengend heiß auf dem Deck des Schiffes, und Howard hielt schützend die Hände vor das Gesicht, während Rowlf sich auf die Treppe zurückzog. Kräftige Arme griffen nach Lovecraft und zogen ihn von

der Öffnung weg.

»Was ist das bloß für 'n Ding?« ächzte Rowlf.

»Cthugha, der Feurige.« Howard wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Das kann nur er sein. Wir müssen hier weg!«

Er drehte sich abrupt um und lehnte sich mit dem Kopf gegen die Wand, stützte sich mit den Händen ab. Er schloß die Augen und versank in Konzentration, vergaß für kurze Zeit alles, was um ihn herum vorging. Er sah nicht, wie der Wasserspiegel die Höhe des Promenadendecks erreichte und wie der feurige Teppich begann, das Dach der Kommandobrücke in eine weiche, halb glutflüssige Masse zu verwandeln. Er hörte nicht Rowlfs erschreckte Rufe, als die Wand, an der er lehnte, plötzlich von blauem Elmsfeuer überzogen wurde. Howard mobilisierte all seine Kräfte, die ihm aus seiner Zeit als Templer geblieben waren, und er setzte sie so ein, wie er allein es vermochte. Es blieb ihm keine andere Möglichkeit. Nach einer Weile begann er die Veränderung körperlich zu spüren – es wurde rasch kühler. Er öffnete die Augen und sah die Helligkeit des Morgens, die den Himmel über dem Schiff erfüllte, wo eben noch die Finsternis der Nacht gewesen war. Dann sank er in sich zusammen und verlor das Bewußtsein.

* * *

Als Howard wieder erwachte, lag er auf hartem Untergrund und fühlte eine wollene Decke über sich. Die Sonne stand hoch am Himmel. Lovecraft verzog das Gesicht zu einem schwachen Lächeln und schluckte den Kloß hinunter, der noch in seinem Hals steckte. Ein Schatten legte sich über sein Gesicht. »Alles in Ordnung?« brummte eine besorgte Stimme.

»Wasser!« ächzte Howard. Rowlf reichte ihm ein Glas, und er leerte es in einem Zug. Dann schlug er die Decke zur Seite und kam schwankend auf die Beine.

»Wir ham's geschafft«, sagte Rowlf. »Keiner außer mir weiß, was uns gerettet hat.«

Dem Sonnenstand nach war es kurz vor Mittag. Die QUEEN VICTORIA lag mit schwerer Schlagseite im Wasser. Sie befand sich im Schlepptau eines anderen Schiffes.

»Die CUMBERLAND«, berichtete Rowlf. »Sie hat den Kanal kurz vor Morgengrauen erreicht und uns ‘ne Stunde später gefunden, ‘s war ‘n gespenstischer Anblick gewesen, hat der Käptn gemeint.«

»Acht Stunden«, seufzte Howard. Er rieb sich die Augen, die rot unterlaufen waren und wie Feuer brannten. »Es waren etwa acht Stunden!«

»Du hast allen ‘s Leben gerettet, Howard! Sie wissen ‘s nur nich.«

»Egal. Wo sind wir?«

»Der Lotse is drüben. Wir sin kurz vor ‘m Suez!«

Howard Lovecraft begann umherzugehen und sah sich aufmerksam um. Von der Brücke war nicht viel übriggeblieben. Der Kapitän und der Steuermann lagen mit schweren Verbrennungen drüben auf der CUMBERLAND, die eindeutig ein Kriegsschiff war. Alle übrigen Besatzungsmitglieder und die Passagiere hatten die Ohnmacht heil überstanden. Außer ein paar Prellungen und Schürfwunden hatte es keine Verletzungen gegeben.

»Die QUEEN VICTORIA wird unter Quarantäne gestellt werden«, vermutete Howard. »Hoffentlich nicht für lange. Die Vorgänge sind nicht mit vernünftigen Worten zu erklären. Zumindest nicht für diese Leute!«

»Da haste recht«, stimmte Rowlf ihm zu. »Komm dort rüber. Dort is Schatten!«

Auf dem hinteren Teil des Promenadendecks war ein Sonnensegel errichtet worden, unter dem die meisten Passagiere Schutz gesucht hatten. Howard und Rowlf gesellten sich zu ihnen. Fast niemand sprach ein Wort, und als nach einer halben Stunde die Sirene der CUMBERLAND ertönte, ging Rowlf kurz nach unten in die Kabinen und holte ihr Reisegepäck herauf. Die Mole von Suez tauchte auf, von einer unübersehbaren Menge Neugieriger bevölkert. Offensichtlich war die Meldung von dem Unglück den beiden Schiffen vorausgeeilt.

Das Wrack wurde in Richtung des Hauptkais gezogen und dann in einen Seitenkanal bugsiert. Gerade lief ein anderes Schiff aus, und Howard trat an die Reling und beschattete mit der Hand die Augen.

»Dort drüben sind sie«, murmelte er, daß nur Rowlf es hören konnte. »Wären wir nicht aufgehalten worden, hätten wir sie schon eingeholt!«

Er sah Phileas Fogg und seinen Diener, die die Ausfahrt aus dem Hafen offensichtlich genossen und einer Schar Möwen zusahen, die das Schiff eine Strecke weit begleiteten und dann zu dem Wrack herüberkamen.

»Hätt' mer das Pech nich gehabt…«, sagte Rowlf. »Naja!«

Howard blickte an dem eingedrückten Schiffsrumpf hinab. Unzählige Dellen zeugten von dem Angriff des Tentakelwesens, das das Schiff beinahe in die Tiefe gezogen hatte. Der Lack war teilweise abgeplatzt, die Blechverkleidung wies Risse auf. Ein Teil der Geschützluken hing in Fetzen. Das Schiff sah aus, als wäre es in einen Wirbelsturm aus Steinen geraten.

Lovecraft wurde nachdenklicher, je länger er über die Geschehnisse nachgrübelte. Offensichtlich legte jemand – oder etwas – Wert darauf, daß sie Fogg nicht einholten. Andererseits war da Moriarty gewesen, der mit dem Shoggoten in Zusammenhang stehen mußte, der in Roberts Haus eingedrungen war.

Auf der einen Seite legte ein Shoggote eine Spur, auf der anderen versuchte einer, ihren Weg zu beenden. Denn darüber war sich Howard im klaren, daß es sich bei dem tentakelbewehrten Ungetüm im Wasser nur um einen riesigen Shoggoten gehandelt haben konnte.

Es ergab keinen Sinn. Hatten sich hier Geschöpfe der GROSSEN ALTEN gegen sie verbündet, oder bekämpften sie sich gegenseitig? Je mehr er daran herumstudierte, desto unzufriedener wurde Howard. Und als sie das Wrack endlich verlassen hatten und mit ihren Siebensachen am Kai standen, mußte er den Gedanken an die Erlebnisse der Nacht gewaltsam verdrängen, um nicht die Beherrschung zu verlieren.

»Also entweder is das 'ne falsche Spur, der wir folgen, oder wir sin inne Falle gelockt worden!« Rowlf schulterte das Gepäck und trug es davon.

»Aber was von beidem?« murmelte Lovecraft ratlos.

* * *

Da waren diese Schatten vor seinen Augen, die sich im Kreise drehten und ihre Bewegungen immer schneller vollführten. Phileas Fogg blieb mitten im Schritt stehen und wischte sich über die Augen. Er hatte

Mühe, sein Gleichgewicht zu halten, und nahm die linke Hand aus der Rocktasche, wo sie den Beutel umklammert hatte. Augenblicklich verschwanden die feurigen Ringe und machten den deutlichen Umrissen der Kaianlage Platz. Fogg holte tief Luft, setzte – noch etwas unsicher – den rechten Fuß vor und verließ den Steg, der ihn vom Schiff hinunter bis auf das Pflaster geleitet hatte. Er trat auf die Straße, sammelte sich noch ein wenig und ließ die bunten Bilder auf sich wirken.

Der Hafen von Suez war ein einziges, sinnverwirrendes Treiben, ein Gewimmel und Gewisper, ein Rennen und Hasten, ein Lachen und Schreien, daß einem Betrachter beinahe schwindelig davon werden konnte. Unzählige nußbraune Arme streckten sich den Reisenden entgegen, die das Schiff verließen, um einen kurzen Landgang zu machen oder auf ein anderes Schiff überzuwechseln. Die Hände besaßen helle Innenflächen, und ein Chor aus jungen, schrillen Stimmen verkündete in einer sich ewig wiederholenden Litanei:

»Bakschisch! Effendi, gib Bakschisch!«

Phileas Fogg neigte leicht den Kopf zur Seite, als müsse er sein Gehör auf diesen Lärm erst einstellen. Er bemerkte, daß Passepartout stehengeblieben war und die Reisetasche absetzte, um mit der freien Hand nach der Geldbörse in seiner Hose zu suchen. Augenblicklich umringten ihn Dutzende dieser heidnischen Moslemkinder. Fogg blinzelte, wohl wissend, was sich da anbahnte. Er schüttelte in stillem Tadel seinen Kopf und warf dann die Arme nach vorn. Mit kräftigen Bewegungen schaufelten seine Hände die jungen Bettler zur Seite, trafen auf den in seltsamer Starre schräg hängenden Arm eines kleinen Burschen von höchstens zehn Jahren und umklammerten ihn. Die kleine braune Hand befand sich bereits zur Hälfte in jener Tasche, nach der Passepartout immer noch tastete und sie nicht fand, weil er von der ihn umgebenden Menge hin und her geschubst wurde.

Phileas Fogg schlug nach der Hand und kniff mit den Fingernägeln in das Fleisch. Der kleine Kerl schrie wütend auf und verschwand mit leeren Händen in der Menge, während Mr. Fogg bereits nach dem Griff der Tasche angelte, die sich wie von Geisterhand bewegt in Richtung Stadt in Bewegung gesetzt hatte. Doch an ihr oder an ihrem Griff lag keine Hand, und unser Weltreisender stutzte für einen Augenblick. Verblüfft beobachtete er, wie die Tasche beharrlich weiterrutschte, an einem etwas herausragenden Pflasterstein kurz hängenblieb, dann mit einem energischen Ruck weitergezogen wurde und einen Satz aus der Reichweite von Foggs Händen machte.

Fogg sprang ihr nach, stellte sich darüber und ruckte die Beine zusammen, so daß die Tasche steckenblieb. Nach einem schnellen Blick entdeckte er auch den winzigen Haken, der vorne im kostbaren Leder der Tasche Widerstand gefunden hatte. Von dem Haken führte eine dünne Schnur in die Menge hinein.

Phileas Fogg lächelte und beugte sich nach vorn. Er ließ die Tasche weiterrutschen und hakte sie vorsichtig aus, stets darauf bedacht, die Zugkraft nicht zu verändern, die auf dem Haken lastete. Er nahm ihn in die Hand, gab Passepartout mit dem rechten Fuß einen leichten Schubser und befahl ihm, die Tasche festzuhalten. Dann riß er mit aller Kraft an der dünnen Schnur.

Der Effekt war verblüffend – so verblüffend, daß die Ernsthaftigkeit der Angelegenheit schweren Schaden erlitt und die ausbrechende Heiterkeit nicht nur die kleinen Moslems erfaßte, sondern auch Mr. Fogg, der augenblicklich nachsichtiger gestimmt war.

Eine ganze Reihe der in schmutzige Lumpen und Tücher gehüllten Körper geriet ins Taumeln. Sie versuchten, sich gegenseitig festzuhalten, aber die Wucht, mit der Fogg gezogen hatte, war zu groß. Wie eine Reihe Dominosteine purzelten sie übereinander, und die Kettenreaktion setzte sich ohne Unterbrechung fort. Sie umlief Fogg und seinen Diener zweimal und endete erst, als irgendwo die schrille Pfeife eines englischen Kolonialofficers erklang und die Meute der bettelnden Jugendlichen auseinanderstob.

Nach wenigen Sekunden waren sie allesamt zwischen den Ständen am Rand der Straße und zwischen den hohen Stapeln der Warenballen an der Kaimauer untergetaucht. Nur die Erwachsenen waren noch zu sehen, die mit Lasten auf den Schultern ihrer Arbeit nachgingen. Dazwischen leuchtete die khakifarbene Uniform des Constablers, der noch immer mit gerötetem Gesicht in seine Pfeife blies. So lange jedenfalls, bis sein Blick auf Phileas Fogg und seinen Begleiter fiel. Die Pfeife rutschte aus dem energischen englischen Mund und blieb zitternd an ihrer Schnur am Revers der Uniform hängen.

»Du hast alles vergessen, was du bei unserer ersten Weltreise gelernt hast«, sagte Mr. Fogg mit leisem Vorwurf zu Passepartout. »Gib niemals Trinkgelder. Zeige nicht einmal, daß du Geld bei dir führst. Die meisten Ausländer wissen inzwischen, daß es besser ist, Schmuck und Geld am Körper zu verstecken. Ich habe deiner Brieftasche mit unserer Reisekasse das Leben gerettet und obendrein auf die Tasche achtgegeben, in der sich der Rest der Barschaft befindet, um nicht zu sagen der größte Teil!«

»Es tut mir leid, Sir«, sagte der Diener zerknirscht. »Ich dachte nicht daran. Ich sah nur die vielen jungen Gesichter, und da mußte ich an unseren eigenen Haushalt denken, an die beiden Knaben und den Engel, der über allem schwebt!«

Natürlich war Passepartout nicht verheiratet; er sprach von den Familienverhältnissen seines Herrn. Und er brachte gezielt und mit selbstschützerischer Absicht den Engel ins Spiel. Augenblicklich vergaß Mr. Fogg seinen Vorwurf, versetzte sein Gesicht in ein Strahlen, das tief von innen heraus zu kommen schien, und erlaubte es, daß er seinem Diener auf die Schulter schlug und ihm blitzschnell den Fahrplan vor die Augen hielt.

Es war ein langer Notizzettel mit zwei Spalten. In der ersten Spalte standen jene Fahrzeiten und Ankunftstage der ersten Reise, die sie vor vierzehn Jahren gemacht hatten, in der zweiten waren die neuen Zeiten vermerkt, und dahinter hatte Phileas Fogg die tatsächlichen Zeiten notiert. Aus ihnen war zu entnehmen, daß sie am frühen Montagnachmittag in Suez angekommen waren, fast zwei Tage früher als nach dem alten Fahrplan und mit vierstündiger Verspätung gegenüber der von Mr. Fogg mit Hilfe der Fahrpläne errechneten Ankunftszeit.

»Drei Stunden bis zum Anschlußschiff nach Bombay«, sagte Passepartout, ohne das Blatt auch nur eines Blickes zu würdigen. Er kannte seinen gesamten Inhalt längst auswendig und bewies wieder einmal seine ungeheure Auffassungsgabe und sein Lernvermögen. Mr. Fogg hatte ihm den Plan während der Überfahrt von Dover nach Calais ein einziges Mal vorgelesen.

»Die Verspätung ist einkalkuliert«, fügte Mr. Fogg hinzu. »Das nächste Schiff ginge erst morgen um die Mittagszeit. Allerdings will das nichts heißen!«

Das Schiff, das zu besteigen sie beabsichtigten, war noch nicht eingetroffen. Aber es hieß, daß es pünktlich sein würde wie immer. Es hatte nur den einen Nachteil, daß es nicht direkt nach Bombay ging, sondern in Assab am Bab el Mandeb einen Zwischenaufenthalt einlegte und anschließend Sokotra ansteuerte, die größte der britischen Inseln vor dem Golf von Aden. Erst von dort aus würde es seine Reise durch den Indischen Ozean nach Indien antreten. Das Schiff des nächsten Tages fuhr dagegen direkt nach Bombay, ohne unterwegs vor Anker zu gehen, und es war durchaus möglich, daß es vorher an seinem Ziel ankam.

In Phileas Foggs Kopf begannen sich Zahlen und Ziffern zu überschlagen. Er rechnete in Stunden und Minuten und sagte dann: »Lieber Passepartout, wir sind genau vier Stunden und zweiundfünfzig Minuten zu langsam, um unsere Wette einlösen zu können. Es wird sich nicht vermeiden lassen, daß wir den Landweg durch Indien mit der Eisenbahn zurücklegen und nicht wie damals auf den Rücken von Elefanten!«

»Es wird ein wenig Zeit einbringen«, stimmte der Diener ihm zu. »Aber reicht das bereits?«

Es war eine wohl rhetorisch gemeinte Frage. Natürlich wußte er, daß es nicht reichen würde, es sei denn, sie fanden in Bandar ein Schiff, das sie auf direktem Weg mindestens bis nach Singapur brachte.

Ein solches Glück wagte selbst Mr. Fogg nicht für sich in Anspruch zu nehmen, und so entschloß er sich, mit der nüchternen Betrachtungsweise des Wissenschaftlers sein Ich langsam darauf vorzubereiten, daß er die fahrlässigerweise eingegangene Wette verlieren würde.

Es gab jedoch auch noch eine andere Stimme in Phileas Fogg. Die flüsterte ihm ein, daß sich die Verfolger dicht auf seinen Fersen befanden. Sie verleitete ihn dazu, erneut in die linke Rocktasche zu greifen und den Beutel zu umklammern. Seine Augen verengten sich, daß es ihm beinahe weh tat. Er musterte den Constabler, der mit der ihm eigenen Selbstgefälligkeit über den britischen Boden dieses Teils des Hafens schritt und sich eindeutig Phileas Fogg als Ziel ausgesucht hatte.

»Er ist es«, zischte Fogg seinem Diener zu. »Er hat es auf den Beutel abgesehen!«

»Sie irren sich, Mr. Fogg!« Passepartouts Stimme klang gehetzt. Er setzte die Tasche ab und glättete sich seine Haare. Fogg prallte gegen ihn und stieß einen Fluch aus.

»Sir!« Der Constabler blieb vor ihm stehen und maß ihn von oben bis unten. Fogg tat es ihm gleich, bis der Beamte den Arm hob und anklagend auf ihn deutete. »Können Sie sich ausweisen?«

Nun besaß Phileas Fogg durchaus genug Selbstbewußtsein, um eine solche Frage kraft seiner Persönlichkeit zu einem Nichts zusammenzuknüllen. In diesem Fall jedoch gab eine warnende Stimme aus seinem Innern den Ausschlag, daß er leicht den Kopf senkte, um die Frage zu bejahen, und gleichzeitig mit einer herausfordernden

Handbewegung seinen Diener veranlaßte, die Dokumente aus der Reisetasche zu nehmen und sie dem Beamten zu zeigen. Der Constabler musterte sie lange und innig, und als er mit der Visite fertig war, gab er Fogg die Ausweise zurück und sagte in deutlich kühlerem Ton: »Folgen Sie mir und erregen Sie so wenig Aufsehen wie möglich. Es ist in Ihrem eigenen Interesse!«

Passepartout öffnete den Mund und wollte protestieren, doch wieder brachte ihn eine Handbewegung Foggs zum Schweigen. Sie warteten, bis sich der Constabler fünf Schritte entfernt hatte, dann folgten sie ihm in einer Weise, als besäßen sie nur zufällig dasselbe Ziel.

Eine knappe Viertelstunde dauerte ihr Fußmarsch zwischen baufälligen Lagerschuppen und bewachten Arealen hindurch bis zu den eigentlichen Hafengebäuden, in denen die verschiedenen Handelsorganisationen ihren Sitz hatten.

BRITISH SUEZ COMPANY, las Mr. Fogg, und ein kaum merkliches Lächeln stahl sich um seine Lippen. Er faßte den Beutel in der Rocktasche fester und begann, längere Schritte zu machen. Passepartout schleppte die Reisetasche und machte ein Gesicht wie sieben Jahre Regenwetter. Seine Augenlider flatterten, und er warf mehr als einen besorgten Blick auf seinen Herrn. Phileas Fogg achtete nicht darauf, sonst wäre ihm nicht entgangen, daß in diesen Augen auch ein klein wenig Angst geschrieben stand; Angst vor dem, was sich noch ereignen würde.

Angst vor Mr. Phileas Fogg, der sich auf eine unheimliche Art zu verändern begonnen hatte, die seine edlen Charaktereigenschaften teilweise völlig verschwinden ließ und aus ihm einen Menschen machte, der unter den deutlich ausgeprägten Symptomen des Verfolgungswahnes litt.

Während Passepartouts Gestalt erstarrte und sich sein Mund zu einem warnenden Schrei öffnete, warf Phileas Fogg sich nach vorn – in der eindeutigen Absicht, seine Hände um den Hals des Beamten zu legen!

* * *

Die Spur zog sich wie eine Schneise durch das Land. Zunächst war sie am zu Glas geschmolzenen Sand des Sinai zu erkennen, dann an der Nebelzone, die über dem Golf von Akaba lag. Sie durchlief die Wüste Nefud und den Persischen Golf, streifte die persische Küste an der Straße von Ormuz und führte nach Indien. Dabei geriet sie immer

weiter nach Süden und erreichte die Küste auf der Höhe von Porbander und Surat.

Und hier begann sie erst richtig: eine breite Bahn durch die Wälder, so breit, daß bequem ein Schiff hätte durchfahren können. Verkohlte Baumstümpfe und abgebrannte Grasflächen blieben zurück, die versengten Kadaver vieler tausend Tiere, das von Flammen erstickte Dorf eines kleinen Stammes, unter den verkohlten Hütten viele hundert Leichen. Die Spur zog sich jetzt nach Süden hinab und wälzte sich der größten Stadt an der Ostküste des indischen Subkontinents entgegen: Bombay. Sie streifte Berge und riß Furchen in ihre Flanken, brachte Steilwände über fruchtbaren Tälern zum Einsturz. Sie vernichtete die Sphousesernten des Jahres und den Viehbestand vieler Bauern, die auf das Fleisch und den Erlös aus dem Verkauf der Herden an die englischen Garnisonen angewiesen waren.

Sie zerstörte, und sie tat es aus einem unerfindlichen Grund.

Eine Spur, die zerstörte?

Nein, es war mehr als nur eine Spur, viel mehr.

Niemand hatte ihn bisher von Angesicht zu Angesicht gesehen, niemand auf diesem langen Weg. Er kam aus einem Wissen heraus, das er den magischen Strömen seiner Umwelt entnommen hatte. Er hatte miterlebt, wie sie entkommen waren, und er war ihnen vorausgeeilt, um Sie zu empfangen.

Sie, die sich dem Träger des Signums an die Fersen geheftet hatten.

Er wußte nicht, von wem das Signum stammte, das diesen magischen Bann verströmte. Er hatte es aus weiter Ferne wahrgenommen und war ihm gefolgt, um seiner Botschaft zu lauschen. Es war das erste gewesen, was er überhaupt aus seiner ihm gewohnten Welt wahrgenommen hatte, und er hatte sich aufgemacht, das Signum aufzusuchen und es zu befragen.

Schließlich hatte er es gefunden – und einen Schock erlebt.

Das Signum war stumm. Es konnte keine Botschaft vermitteln, nur seinen eindeutigen Bann aussenden und seinen Träger in diesen Bann einweben, so daß er nicht mehr ausschließlich Herr über sich selbst war.

Er hatte es mehrmals versucht, bei Tag aus der Ferne, bei Nacht aus der Nähe. Er war auf dem Weg zurückgegangen, den das Signum

genommen hatte, und war auf die Verfolger und den Shoggoten gestoßen. Shoggoten waren primitive Wesen, Kunstgeschöpfe aus jenem protoplasmischen Abfall der eigentlichen Naturentwicklung der Frühzeit, für den nie jemand Verwendung gehabt hatte.

Bis die GROSSEN ALTEN und die GROSSE RASSE VON YITH gekommen waren.

Er war versucht, seine Gedanken abschweifen zu lassen, all das wieder heraufzubeschwören, was einst gewesen war. Aus jener Zeit kam er, unwissend und dumm, auf der Suche nach einer Botschaft oder einer Mitteilung, an der er erkennen konnte, in welcher Zeit und in welchem Raum er sich überhaupt befand. Bisher waren alle seine Bemühungen gescheitert. Aus Verzweiflung wurden seine Handlungen geboren, aus dem Versuch, sich bemerkbar zu machen, und aus dem Irrglauben, ermüßte eine Antwort erhalten.

Er hatte Solidarität bewiesen, hatte die Absicht des Shoggoten erkannt und war ihm unterstützend entgegengekommen. Gemeinsam hätten sie das Ding auf dem Wasser zerstört, doch es hatte sich ihnen entzogen.

Von diesem Augenblick an hatte er zwischen Raserei und Trübsinn geschwankt, unklar über sich und den Sinn seiner Existenz. Er war dem Signum weiter gefolgt, hatte den direkten Weg dorthin eingeschlagen, wohin der Kurs des Signums deutete.

Sinn oder Unsinn?

Als das Schiff aus dem Kanal verschwand, da hatte er etwas zu spüren geglaubt. Da war für wenige Augenblicke eine Ausstrahlung gewesen, die die des Shoggoten überdeckt hatte. Sie war so fremd und gegensätzlich zu der des Protoplasmaklumpens gewesen, und doch hatte er geglaubt, sie sei ihm vertraut und bekannt.

Aber woher?

Er kam zur Ruhe. Er hatte den Kontinent erreicht und wartete auf das Eintreffen des Schiffes, auf dem sich der Signum-Träger befand. Er war ein leicht verletzbares Menschenwesen und konnte nicht auf die übliche Art durch Feuerassimilierung (Verschmelzung zweier Geister durch das Medium Feuer) befragt werden.

Und wieder war er ratlos, erging sich in unruhiges Schwanken über einem weiten Tal. Unter ihm beugte der Regenwald seine Baumkronen im entstehenden Sturm der erhitzten Luft, nahm die Vogelwelt

Reißaus vor dem gewaltigen Schatten, der in der Luft hing. Die Tiere suchten ihr Heil in der Flucht, primitiven Instinkten folgend, die denen eines Shoggoten entgegengesetzt waren.

Und da war er, verunsichert und nicht wissend, ob seine Existenz überhaupt berechtigt war. Er war da, wiedererweckt und auf der Suche, bei der ihm niemand helfen wollte. Oder konnte?

Nach einiger Zeit spürte er wieder die Nähe des Signums, und es zog ihn zur Küste, um erneut Kontakt aufzunehmen. Sein riesiger Leib begann zu zittern und zu beben, schwankte hin und her, sank ein Stück nach unten und setzte einen Teil des Waldes in Brand. Es begann zu regnen, aber sein Körper hielt den Regen von dem Brand ab, der immer weiter um sich griff und erst dort endete, wo das milde Feuer im Wasser erstickte.

Feuer und Wasser, die beiden unauflösbaren Gegensätze.

Wo war jenes Wesen, jener Gott, der sie auflösen konnte, der sie kraft seiner Fähigkeiten vereinte, auf daß sie sich vertrugen?

Er bebte stärker, stieg höher und gab den Brand für den Regen frei, der ihn in kurzer Zeit löschte. Er flatterte wild umher, ein riesiger Teppich von der ovalen Form und der Ausdehnung eines riesigen Luftschiffes, aber nur mehrere Handspannen dick. Von oben und unten silbern anzusehen, wurde sein Rand von einem Ring hauchdünner Flämmchen umspielt, die das Feuer in ihm am Leben erhielten.

Feuer war seine Waffe, Feuer sein Leben. Aus dem Eis erweckt, war er zu seiner alten Größe wiedererwacht und hatte feststellen müssen, daß er nichts über die Zeit wußte, in der er sich befand.

Er war hilflos, und es fehlten ihm die Eigenschaften eines Erfahrenen, gezielt nach seiner Bestimmung und seinem Platz in dieser fremden Welt zu suchen.

Er war Cthugha, der Flammende. Cthugha, der Feurige.

Aber Cthugha war ein Kind!

* * *

Wer ihn so sah, der hätte nicht geglaubt, den ehrenwerten Mr. Phileas

Fogg vor sich zu haben. Seine Hände griffen zum Hals des Constablers, die Finger krümmten sich, und sein Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze voller Wut und Angst.

Aber Fogg hatte bei seinem Angriff den Kontakt zu dem Beutel in seiner Rocktasche verloren, und während die roten Ringe vor seinen Augen langsam verschwanden, hielt er erschrocken inne und riß die Hände zurück. Doch den Schwung seiner Bewegung konnte er nicht mehr bremsen. Er bekam das Übergewicht und stürzte an der linken Seite des Beamten entlang in den Staub. Augenblicklich war Passepartout über ihm und wälzte ihn herum. Der Diener brach in lautes Gejammer aus und herrschte den Beamten an, er solle einen Arzt holen. Dieser rührte sich nicht, blieb einfach stehen und wartete, bis Fogg langsam aus dem Staub kroch. Glücklicherweise schien er aber nicht bemerkt zu haben, was Phileas Fogg ihm wirklich hatte antun wollen.

»Dort!« verkündete er mit amtswichtiger Stimme.

Sie hatten ihr vorläufiges Ziel erreicht, standen vor einem kleinen, weißgetünchten Gebäude, über dem die britische Flagge, der Union Jack, wehte. Sie traten ein und wurden von dem Beamten in ein Büro geführt, dessen Fenster ohne Scheiben, dafür aber vergittert waren. Ein Mann in der Uniform eines Kolonialoffiziers saß hinter einem Schreibtisch und paffte an einer dicken Zigarre. Er nickte dem Beamten zu, der vor ihn trat und Meldung machte. Der Constabler beugte sich vor und flüsterte, so daß Fogg und sein Diener nicht verstanden, was gesprochen wurde.

»Meine Herren«, sagte der Offizier dann laut und erhob sich ächzend, »im Namen der Königin, Sie sind verhaftet. Bitte, fügen Sie sich in Ihr Schicksal. Sie werden mit dem nächsten Schiff nach London überstellt!«

»Von dort kommen wir gerade!« bemerkte Fogg und sah mit Erstaunen den milden Tadel in den Augen des Officers. Der Beamte schüttelte mißbilligend den Kopf und gab dem Constabler einen Wink.

»Zelle fünf!« wies er ihn an.

Der Beamte blies in seine Pfeife, zwei Bewaffnete tauchten auf. Sie eskortierten die beiden Weltreisenden aus dem Büro hinaus und den Korridor entlang bis an sein hinteres Ende. Ein Schlüssel klirrte, kreischend öffnete sich eine Tür aus fingerdicken Gitterstäben. Sie wurden in die Zelle gestoßen, und der Constabler verschloß die Tür.

Sein Gesicht strahlte, er legte seine Hände ineinander und rieb sie vergnügt,

»Eine nette Belohnung gibt das«, sagte er wie zu sich selbst. Er entfernte sich mit den beiden Bewaffneten, und Phileas Fogg trat an die Tür und streckte die Hände zwischen den Gitterstäben hindurch. Er untersuchte das Schloß und zog die Hände mit einem mißmutigen Brummen wieder zurück.

»Keine Chance«, sagte er. »Hätte nicht gedacht, daß sie in Suez so neumodische Schlösser haben. Um das zu zerstören, brauchte ich einen Hammer.«

»Verzeihung, gnädiger Herr, wenn ich frage«, begann Passepartout. »Warum werden wir eingesperrt? Da kann doch nur dieser Mori...«

»Halt!« fiel Fogg ihm ins Wort. Er war nicht nur ein gebildeter, sondern auch ein gerechter Mann. »Verdächtige niemanden, wenn du nichts beweisen kannst. Wir werden den Grund erfahren!«

Sicher sie würden ihn erfahren. Irgendwann. Und in der Zwischenzeit würde das Schiff nach Bombay ohne sie auslaufen. Bis dahin mußte sich der Irrtum herausgestellt haben, sonst hatten sie in der Tat keine Chance mehr, die verlorene Zeit wettzumachen. Auch wenn Mr. Fogg es nicht laut aussprach – der Grund der Anzeige konnte eigentlich nur darin bestehen, daß ein gewisser Professor Moriarty aus London den Diebstahl von fünfundzwanzigtausend Pfund zur Anzeige gebracht hatte, ohne daß die Zeugen der Wette rechtzeitig davon erfahren hatten, um bei der Londoner Polizei Einspruch zu erheben.

Phileas Fogg ließ sich den Gedanken durch den Kopf gehen. Er glaubte selbst jetzt nicht so recht daran. Moriarty konnte nicht der Urheber sein. Es fehlte ein logisches Motiv. Er wandte sich ab und inspizierte die Zelle. Sie besaß zwei Liegebretter, die an Ketten in der Wand verankert waren und zum Sitzen und Schlafen dienten. Passepartout hatte sich bereits auf einer davon niedergelassen. Er machte ein Gesicht, als warte er auf den Galgen, saß mit gekrümmtem Rücken da, die Füße nach innen gestellt, die Arme vor dem Bauch in einer Weise verschränkt, als habe er starke Magenschmerzen. Ein Häufchen Elend, nicht mehr.

»Wären wir nur daheim geblieben«, sagte er leise. »Wir werden es nicht überleben!«

Fogg beugte sich über ihn und beobachtete seine Pupillen. Es war düster in der Zelle, aber durch das kleine vergitterte Loch oben in der

Mauer kam genügend Helligkeit herein, um sie zu erkennen.

»Du wirst mir die kleine blaue Dose aus der Tasche geben«, sagte Mr. Fogg ebenso leise. »Und zwar sofort!«

Passepartout tat, wie ihm geheißen, und Fogg öffnete sie und entnahm ihr zwei kleine, runde Bällchen, die er sorgsam zwischen den Fingern drehte und dann seinem Diener vor die Augen hielt.

»Du wirst sie ohne Wasser schlucken müssen«, meinte er väterlich. Passepartout betrachtete die Pillen, schüttelte heftig den Kopf und schlug die linke Hand vor den Mund.

»Nein?« meinte Mr. Fogg freundlich. »Dann kann ich dir auch nicht helfen. Aber sieh es doch ein. Du bist in einer Stimmung, in der ich dich unmöglich weiter als Reisebegleiter verwenden kann. Du wirst allein nach London zurückkehren. Ich aber werde die Reise fortsetzen!«

Er ließ die Pillen verschwinden und setzte sich auf die zweite Pritsche. Er schloß die Augen, dachte einige Zeit an seine Reiseeindrücke und versuchte dann, vollständig abzuschalten und so die Zeit zu überbrücken, bis jemand kam, sie zu holen.

Nach etwa einer halben Stunde bat Passepartout um die Pillen. Er erhielt sie und schluckte sie mit einer tüchtigen Portion Speichel hinunter. Er verdrehte die Augen und verschwand mit dem Oberkörper in der Reisetasche, um das Riechfläschchen hervorzuzaubern und es sich unter die Nase zu halten.

»Brrr!« machte er, und Phileas Fogg lächelte väterlich und wartete weiter, während sein Diener mit der Zeit immer heiterer und ausgeglichener wurde. Als er begann, Witze aus Frankreich zu erzählen, brach draußen die kurze Dämmerung herein, und dann folgte die Nacht. Sie war von absoluter Finsternis. Es gab weder draußen noch drinnen ein Licht, und in dem Gebäude war es vollständig ruhig geworden.

Phileas Fogg erhob sich, riß Passepartout aus seinen Erzählungen und verlangte sein Nachtgewand. Er legte es zu einem Bündel zusammen, schob es sich unter den Kopf und knüpfte den Rock zu. Solcherart gedachte er die Nacht in der Zelle zu verbringen, und sein Diener kramte das zweite und dritte Nachtgewand hervor und deckte seinen Herrn damit zu, der kurz darauf durch seine langsamen und regelmäßigen Atemzüge unter Beweis stellte, daß er bereits eingeschlafen war, während Passepartout die ganze Nacht durch eine

unfreiwillige Nachtwache hielt und einfach keinen Schlaf finden konnte, obwohl er durch Mr. Foggs Pillen ausgeglichen und müde geworden war. Schließlich dämmerte er doch ein wenig in das Reich der Träume hinüber und schrak auf, als Fogg ihn anstieß. Sein Herr stand gekämmt und geglättet vor ihm, und draußen näherten sich die Schritte eines Beamten. Er brachte ihnen Wasser und trockenes Brot, ferner eine Schüssel zum Waschen sowie Seife und Handtuch.

»Recht fürstlich habt Ihr es hier«, bemerkte Fogg, als der Constabler heran war. Es war der, der sie auf offener Straße gekidnappt hatte. Der Beamte brummte etwas und schob den Schlüssel in das Schloß. Er fixierte Fogg, der vor seiner Pritsche stand, die linke Hand in der Rocktasche, die rechte zwischen den Knöpfen seines Rockes.

»Euch wird das Lachen schon noch vergehen«, brummte der Beamte. »Vierzehn Jahre, und noch immer nicht gefaßt!« Er öffnete die Tür und stellte Wasserkrug und Brotkorb auf den Boden. Er reichte Passepartout Seife und Handtuch und griff dann unter seine Uniformjacke, wo er einen säuberlich gefalteten Zettel hervorzog, den er auseinanderlegte.

»Ein Steckbrief!« murmelte Phileas Fogg. »So, so!«

Der Steckbrief zeigte kein Bild, aber eine genaue Personenbeschreibung des Räubers, die haargenau auf Mr. Fogg paßte. Sie hatte nur einen Fehler. Sie stammte aus dem Jahr 1872, war also vierzehn Jahre alt. Damals hatte die englische Polizei den guten Mr. Fogg um den Erdball gehetzt, weil sie ihn für einen Bankräuber gehalten hatte. Ein gewisser Detektiv Fix, der ganz und gar nicht fix gewesen war, hatte ihn kurz vor Abschluß der Reise in Liverpool verhaftet, ohne zu wissen, daß der wirkliche Räuber längst arretiert worden war.

Das Unglück von damals verfolgte unseren Weltreisenden also noch nach so langer Zeit, weil ein Constabler in Suez offensichtlich keine Ahnung davon hatte, daß der Steckbrief längst veraltet war.

»Was wird jetzt geschehen?« fragte Fogg mit seltsamem Unterton in der Stimme. Noch immer hielt er die linke Hand in der Tasche.

»Die wohlverdiente Strafe erwartet Euch! Das Gesetz braucht manchmal eine gewisse Zeit, aber sein Arm ist lang, und sein Atem noch länger!«

»Nicht mehr lange«, zischte Fogg, aber da war seine Hand bereits aus der Tasche hervorgeschnellt. Sie traf den Constabler am Hals, eine

Fingerbreite unter dem Kinn. Der Beamte verdrehte augenblicklich die Augen und brach in die Knie. Fogg fing ihn auf und zog ihn zu der Pritsche hinüber. Er legte ihn darauf, stellte den Wasserkrug daneben und deckte den Kopf des Mannes mit dem Handtuch zu. Passepartout packte eilig die Tasche zusammen und steckte auch das Brot mit ein. Dann folgte er seinem Herrn hinaus aus der Zelle, die dieser sorgfältig verschloß. Mr. Fogg steckte den Schlüssel ein, dann verließen sie leise das Gebäude, wobei sie den Haupteingang benutzten, als seien sie Besucher. Sie vermieden es jedoch, draußen an einem der Fenster vorbeizugehen. Sie schlichen darunter entlang bis zur Ecke des Gebäudes, dann richteten sie sich auf und eilten auf die nächste Gasse zu, die zwischen den Lagerschuppen hindurchführte. Als sie außer Sichtweite des Platzes waren, an dem das Gebäude stand, hielt Phileas Fogg an. Er lächelte schelmisch.

»Zum Kai«, sagte er. »Wir haben noch genau zwei Stunden, um unsere Tickets ändern zu lassen und das Schiff zu besteigen!«

Sie wandten sich in die Richtung, aus der sie am Vortag gekommen waren, erreichten die Anlegestege und hielten nach dem Schiff Ausschau, das nach Bombay ging. Es war noch nicht da, aber ein französischer Schoner lag am Kai, der dasselbe Ziel hatte und ebenfalls ohne Zwischenaufenthalt nach Indien fuhr.

Phileas Fogg hatte es plötzlich eilig. Er sprang über den Steg bis an das Schiff und rief einen der Matrosen an, die auf dem Deck herumlungerten. Er erhielt sofort Antwort, und die veranlaßte ihn, auf dem Fuße kehrtzumachen und noch schneller zu rennen. Passepartout keuchte mit der Tasche hinter ihm her. Sie suchten die nächstbeste französische Reederei auf, und dort erhielten sie gegen ein gehöriges Aufgeld eine neue Passagenbewilligung, die sie mit noch größerer Hast zurück zum Schoner laufen ließ.

LA REPUBLIQUE hieß das Schiff, eine Mischung aus Segel- und Motorschiff. Phileas Fogg ging an Bord, und Passepartout folgte ihm. Sie suchten den Deckmeister auf und ließen sich zwei Kabinen anweisen, in denen sie es sich bequem machten. Als die Glocke auf dem Deck Mittag schlug, ging ein Ruck durch das Schiff. Es löste sich von dem Steg, und die beiden Weltreisenden gingen hinauf auf das Achterdeck. Sie blickten am Kai entlang, und Passepartout entdeckte ein paar englische Polizisten, die es eilig hatten, auf das englische Schiff nach Bombay zu kommen. Offensichtlich hatte man mittlerweile den Beamten in seiner Zelle entdeckt.

»Viel Spaß«, murmelte Phileas Fogg und verzog geringschätzig sein

Gesicht. Er trat an die Reling und zog ein etwas zerknittertes Stück Papier hervor. Es war der Steckbrief. Fogg zerriß ihn säuberlich in sechzehn gleich große Teile und streute diese über das Wasser des Hafens aus, aufmerksam beäugt von den Möwen, die das Schiff bei der Ausfahrt aus dem Hafen begleiteten.

Anschließend widmete Fogg seine Aufmerksamkeit der seltsamen Prozession, die sich dem Hafen näherte. Ein Kriegsschiff führte einen überdimensionalen, total verbeulten Eimer mit sich und zog ihn auf die Pier von Suez zu. Mr. Fogg fielen fast die Augen aus dem Kopf, als er erkannte, daß es sich bei dem schwimmenden Blechhaufen um ein Schiff handelte, das auf eine unvorstellbare Weise zu Schaden gekommen war.

Fogg musterte aus brennenden Augen das Deck des Wracks, auf dem sich die Menschen drängten. Waren sie dort drüben? Kamen die Verfolger mit diesem Schiff?

Und wenn schon. Wenn etwas sie zur Zeit verfolgte, dann war es ihre eigene Vergangenheit.

»Passepartout!« Der Diener zuckte bei dem laut gesprochenen Wort zusammen.

»Ja?« fragte er zaghaft.

»Wir gehen nach unten. Niemand braucht uns zu sehen!«

Der Diener sah, daß sein Herr wieder diesen verteufelten Lederbeutel in der Hand hielt. Ging es wieder los? Kam der nächste Anfall, der nach Meinung Passepartouts einwandfrei auf den Einfluß dieses Beutels zurückzuführen war?

Er blieb zum Glück aus, aber Phileas Fogg schloß sich in seiner Kabine ein. Er ließ nur seinen Diener zu sich, der die Mahlzeiten brachte und die Wäsche in Ordnung hielt. Der aufgeschlossene Mann aus London erlebte die Überfahrt zwischen den engen Holzwänden, die ihm Wärme und Ruhe zu geben schienen.

* * *

Diesmal war es lediglich ein beschädigter Dampfkessel, der die elftägige Fahrt über den Indischen Ozean zu einem kleinen Abenteuer hatte werden lassen. Er war notdürftig geflickt worden, und jetzt lief

das Schiff auf die Reede von Bombay zu. Es war ein großes Glück gewesen, daß eine Stunde nach dem Eintreffen in Suez das Linienschiff der Westindischen Lloyd direkt nach Bombay abgegangen war. Im Golf von Aden hatten sie den französischen Schoner eine Weile vor sich gesehen. Er hatte Segel aufgezogen, um seine Maschinen zu unterstützen. Der Schoner war kleiner und wendiger als das englische Schiff und hatte sich bald aus dem Staub gemacht.

Dennoch, der Vorsprung konnte nur wenige Stunden betragen.

Howard Lovecraft und sein Leibdiener waren ungeduldig. Sie standen unmittelbar am Fallreep, umgeben von einer Wolke sprühender Gischt und beschienen von einer Sonne, die nicht in ihrer Erbarmungslosigkeit nachließ und ihnen einen echten Willkommensgeschmack bot. Vor der Küste lag drückende, feuchte Luft wie eine Mauer, die durchstoßen werden mußte. Sie raubte den Menschen den Atem und ließ sie rasch wieder unter Deck verschwinden.

Mit Ausnahme von Howard und Rowlf. Sie ertrugen geduldig alles, und sie standen unbeweglich auf den abgenutzten Planken, als seien sie Gallionsfiguren, die man an der Reling festgezurrt hatte. Nur Rowlfs Schnaufen ließ manchmal erkennen, daß es sich zumindest bei ihm um einen Menschen aus Fleisch und Blut handelte.

Die Inseln Salsette, Kolaba, Elefanta und Butcher tauchten auf, winzige Eiländer vor der Küste, die immer größer und höher aus dem Wasser wuchsen, kleine Bollwerke gegen das Meer und mögliche Angreifer. Auf jeder der Inseln gab es ein kleines Kastell, und die Kanonen hoch auf den Türmen glitzerten verräterisch im Sonnenlicht. Die Engländer kontrollierten alle Wasserstraßen zwischen den Inseln, und wen sie nicht durchlassen wollten, den hinderten sie daran, ohne daß der Betreffende eine Chance hatte, doch noch die Stadt oder das Festland zu erreichen. Bombay war ein idealer Hafen für die britische Kronkolonie.

Die Stadt selbst war eine Inselstadt, auf Salsette gelegen. Von Bombay aus gab es eine Eisenbahn quer durch den indischen Subkontinent, die hoch nach Norden hinauffuhr und in Kalkutta endete. Unterwegs besaß diese Strecke eine im Bau befindliche Abzweigung nach Süden, die jedoch nicht regelmäßig befahren wurde.

Für Phileas Fogg standen folglich zwei, höchstens drei Möglichkeiten zur Verfügung: die Weiterfahrt mit dem Schiff, die Beförderung durch die indische Eisenbahn oder der Landweg, falls das Ziel irgendwo in

den Dschungelwäldern oder den schwer zugänglichen Gebirgsstöcken der südlichen West-Ghats lag.

Endlich legte das Schiff am Kai von Bombay an, tauchte übergangslos in eine Woge aus Lärm, Schweiß und Flüchen ein, legte sich ein wenig zur Seite, gab Gegenschub mit der Schraube und scheuerte leicht an der Kaimauer entlang. Schwarzbraune dienstbare Hände griffen nach den Tauen und banden das Schiff mit geschickten Griffen an den Stahlpilons fest, die in die Mauer eingelassen waren.

Howards Hand fuhr nach vorn und schob den Riegel zur Seite, der einen Teil der Reling festhielt. Das Geländer klappte nach innen und gab den Weg auf die Planken frei, die vom Ufer aus rasch herbeigeschoben wurden und die kurze Distanz von eineinhalb Metern überbrückten. Kaum lagen sie sicher, hatten Howard und sein Begleiter das Schiff bereits verlassen und wandten sich an den nächstbesten Eingeborenen, der wartend dastand und mit vielen anderen im Chor brüllte: »Guide please! Wanna guide? Very cheap an' trusty!«

(»Führer bitte! Brauchen Führer? Sehr billig un' zuverlässig!«)

Howard bohrte ihm den rechten Zeigefinger in die Brust.

»Wie heißt du?« wollte er wissen.

»Chavanda Sringh, Sahib! You wanna me for guide?«

Howard musterte den jungen Mann. Er war zwei Köpfe kleiner als er und trug sein pechschwarzes, stark eingefettetes Haar im Nacken zu einem Knoten gebunden. Seine Nase war lang und gekrümmt, die Augen groß und kugelrund. Die Lippen besaßen einen Schwung und eine Fülle, wie man sie sonst nur bei Negern fand. Der rote Punkt auf der Stirn des Jünglings ließ vermuten, daß Chavanda Sringh nicht unbedingt ein reinrassiger Inder war.

»Du kennst dich gut aus hier?« fragte Lovecraft weiter.

»Bin in Bombay geboren, aber ich habe in anderen Städten gelebt, Sahib. Bin bester guide, den du kriegen kannst!«

Howard begann zu lächeln und sah Rowlf an. Der Hüne streckte die Arme aus und zog den Inder mühelos zu sich heran.

»'n ehrlichen Blick hat er ja, H. P. Können's ja mal versuchn!«

Lovecraft griff in die Tasche und holte eine Pfundnote hervor. Er drückte sie dem Jungen in die Hand und nickte ihm aufmunternd zu.

»Zwei Dinge müssen wir sofort wissen«, sagte er. »Vor kurzem ist hier ein französisches Schiff angekommen. Ich sehe es nicht mehr, also ist es wieder in See gestochen. Es war ein Engländer mit seinem Diener an Bord.« Er beschrieb das Aussehen von Phileas Fogg und Passepartout. »Sind sie an Bord geblieben, oder haben sie die Reise mit der Bahn fortgesetzt?«

»Ich bin guter Führer. Der Schoner legte drüben am oberen Ende der Kaimauer an«, erwiderte Chavanda. »Ich selbst war nicht dort, Sahib. Aber ich kann dir Auskunft besorgen. Warte hier!«

Er verschwand im Gedränge seiner Artgenossen. Ganz kurz tauchte sein Kopf weit drüben an den ersten Kistenstapeln auf. Howard sah, daß er einen älteren Inder am Hemd zog und sich mit ihm unterhielt. Sekunden später war er wieder zur Stelle.

»Singala sagt, daß sie Weg zum Bahnhof nahmen. Aber von dort sie sind zurückgekehrt und haben nach Weg zum nächsten Pferdehändler gefragt. Der Zug nach Kalkutta fuhr bereits am Morgen, nächster geht erst morgen abend. Die Engländer wollten nach Bandar. Sie müssen über die Ghats bis nach Haiderabad reiten. Von dort geht einmal die Woche ein Zug nach Bezwada!«

Howard nickte und wandte sich an Rowlf. »Deine Reitkünste in Ehren, mein Bester, wie lange wirst du es auf dem Rücken eines Pferdes aushalten?«

»Kommt aufs Pferd an!« Rowlfs Augen begannen zu leuchten. »Bin lange nich geritten. Wird ‘n Heidenspaß!«

»Soll ich Pferde besorgen?« erkundigte sich Chavanda. »Bin ein guter Führer, kenne mich in Wäldern aus!«

Howard lächelte erneut. Es war Nachsicht in seinem Blick, gleichzeitig spürte er die Sehnsucht des jungen Inders, etwas zu erleben und dabei auch noch gutes Geld zu verdienen.

»Führe uns zu dem Mann in Bombay, der die besten Pferde hat«, sagte er. »Jetzt auf der Stelle!«

Keine Sekunde später folgten sie dem leichtfüßigen Sringh und hatten Mühe, ihn im Gewimmel und Gewühl am Kai nicht aus den Augen zu verlieren. Chavanda führte sie zu einem Wagen, eine jener kleinen

Kutschen, die von einem einzigen Mann gezogen wurden. Eine englische Pfundnote wanderte in seine Hände, Howard und Rowlf stiegen ein, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Das Gefährt ähnelte einer chinesischen Rikscha, war aber schmucklos anzusehen und besaß weder eine Federung noch Vollgummibereifung. Es war ein Wunder, wie der Mann den klapprigen Karren überhaupt ziehen konnte. Er begann zu rennen, und Chavanda lief nebenher. Ab und zu warf er dem Mann ein paar Worte in einem der vielen Dialekte zu, und dann lief dieser noch schneller. Erst nach einer halben Stunde hielt er vor einem hohen Gebäude an. Der Schweiß lief ihm in Bächen über den Körper, und das dünne Gewand, das seine Schultern und seinen Unterleib schützte, war dunkel und fleckig geworden.

Howard stieg aus und gab ihm noch eine Pfundnote. Fassungslos starrte der Mann auf das Geld, von dem er und seine vielköpfige Familie mindestens einen Monat leben konnten. Ein englisches Pfund war mehr als ein paar läppische Guineen oder ein blecherner indischer Shilling, wie er in den Garnisonen als Zahlungsmittel verwendet wurde.

»Very fine Sahib«, murmelte der Mann in gebrochenem Englisch. »Very good man!«

(Glaubt Ihr wirklich, ich würde das übersetzen?)

Howard achtete nicht darauf. Er winkte Rowlf, mit dem Gepäck zu warten, dann folgte er Chavanda in das Gebäude. Der Guide vermittelte und dolmetschte, und nach zehn Minuten waren sich der Händler und Lovecraft handelseinig. Etliche Banknoten wechselten den Besitzer, dann kamen drei Stallburschen und führten drei Pferde auf die Straße, die auch ohne das bunte Zaumzeug wundervoll anzusehen waren: drei rassige Rappen, heißblütig und nervös im Staub tänzelnd, mit zornigen Augen und bleckendem Gebiß. Howard und Rowlf verteilten das Gepäck auf alle sechs Satteltaschen, dann saßen sie auf und nahmen die Pferde in die Pflicht.

»Ich soll euch wirklich begleiten?« fragte Chavanda Sringh ungläubig. »Es kann nicht sein. Bestimmt habt ihr das dritte Pferd für eine Memsahib, die noch auf dem Schiff wartet!«

»Jüngelchen, halt keene Volksreden«, knurrte Rowlf. »Sons müßmer mit dir mal Schlittschuh laufen gehn!«

Der Inder stieß einen lauten Freudenschrei aus, schlug dem Tier die Fersen gegen die Weichen, daß es einen Satz nach vorn machte und

die Straße entlanggaloppierte. Howard und Rowlf folgten dem jungen Heißsporn, der sie aus der Stadt hinausführte und über die Insel Salsette und den Damm auf das Festland. Thana wurde gestreift, dann ging es in gestrecktem Galopp über die Steppe und zwischen den Feldern hindurch den Bergen entgegen. Hinter den Ausläufern der West-Ghats wartete Chavanda Sringh auf sie. Dem Rappen war die Anstrengung nicht anzumerken, und der junge Inder deutete hinüber zu einem der Hügel, wo ein Hirte eine Kuhherde weidete.

»Sahib, er hat sie gesehen. Sie sind zwei Stunden vor uns. Wir können sie bis zum Abend einholen. Ist dir das recht?«

Howard bejahte. Er fixierte den Burschen scharf. Die Inder besaßen eine seltsame Mentalität; sie lebten in den Tag hinein, ohne sich um ihre Zukunft Sorgen zu machen. Chavanda wußte noch nicht einmal ihre Namen und fragte auch nicht nach dem Grund, warum sie Phileas Fogg folgten. Er hatte nur Augen und Ohren für all das, was um ihn herum geschah. Wie lange war es wohl her, daß er auf dem Rücken eines Pferdes gesessen hatte und einem Fremden als Führer in den Wäldern gedient hatte?

»Höre, Chavanda«, sagte Lovecraft. »Ich bin Mr. Howard, und das ist Mr. Rowlf. Klar?«

»Klar, Howard-Sahib!« Sringh lachte laut. »Und das ist Rowlf-Sahib. Und der da ist Fujar, diese heißt Sluvah, und mein Hengst hört auf den Namen Chendor!«

Tatsächlich ritt Rowlf auf einer Stute, während die beiden anderen Rappen männlichen Geschlechts waren.

»Ayeh!« Die Pferde setzten sich wieder in Bewegung und eilten in den späten Nachmittag hinein, immer nach Osten und aufwärts, in die bewaldeten Schluchten der West-Ghats. Anfangs waren die Wege noch ausgefahren und deutlich zu sehen, aber hinter den letzten Hügeln begann die Wildnis, und in ihr gab es keine geraden Wege oder Pfade. Sie mußten dort reiten, wo Platz war. Sie kamen nur langsam vorwärts, aber es beruhigte sie, daß es Mr. Fogg und seinem Diener bestimmt nicht besser erging.

Eines machte Howard zu schaffen: Seit dem Vorfall im Suezkanal waren sie weder von Shoggoten noch von anderen Dingen attackiert worden, nicht einmal von einem finsteren Vorhang, der brennend aus dem Himmel fiel. Die Überfahrt war mit Ausnahme des Maschinenschadens ruhig verlaufen, und auch jetzt deutete nichts

darauf hin, daß es irgendwo eine Gefahr gab.

Wollte ihr Gegner sie in Sicherheit wiegen, um dann um so härter zuschlagen zu können?

Howard trieb Fujar an und tätschelte ihn gleichzeitig am Hals. Das Pferd wieherte freudig und griff weiter aus.

Wenn ihnen jemand Antwort auf diese Frage geben konnte, dann war es Mr. Fogg, der etwas bei sich trug, was sie zum fünften der sieben Siegel führen konnte. Falls es nicht das Siegel selbst war, das auf diese Weise in ein sicheres Versteck geschafft werden sollte.

Necron war tot, ihn konnte die Maßnahme nicht betreffen. Also ging es lediglich darum, das Siegel vor Robert in Sicherheit zu bringen. Und wie zum Teufel war es nach London gekommen, und wo war es dort versteckt gewesen, bevor Fogg es mit auf die Reise genommen hatte?

Die bereits gefundenen Siegel lagen in Roberts Safe, und Robert selbst war nicht bereit, über sie zu sprechen oder jemandem ihren Lagerort zu verraten. Es waren vier, Roberts Amulett mitgerechnet, das sich relativ spät als Siegel herausgestellt hatte.

Jetzt lief die Jagd nach dem fünften.

Und wo waren das sechste und siebte? War es nicht so, daß weder Robert noch ein anderer daran interessiert sein konnten, alle Siegel zu vereinen? Wer alle sieben Siegel in seinem Besitz hatte, war in der Lage, die GROSSEN ALTEN zu wecken.

Und das konnte für die Menschheit den Untergang bedeuten.

* * *

Die glasierte Spur zog sich durch die gesamte Sinai-Wüste, von einem Meer zum anderen. Sie besaß überall dieselbe Breite und Tiefe, und sie war eindeutig durch große Hitze erzeugt worden.

In dieser Spur lief seit Tagen ein Mann, immer nach Südosten schreitend, manchmal rechts am Rand der Spur, manchmal links, dann wieder in der Mitte. Der Mann trug einen weißen Mantel über dem roten Burnus und hatte sich einen Turban um den Fez gewickelt, so daß er nicht von einem Araber zu unterscheiden war. Oder fast nicht.

Da war nämlich der Handwagen, beladen mit allerlei metallischem Gerät, das in der gnadenlosen Sonne glitzerte, und ab und zu, wenn der Mann den Kopf hob und nach oben blickte, konnte man die Brille mit den gefärbten Gläsern erkennen, die seine Augen vor der blendenden Helligkeit des Sandes schützte. Fünfzig Grad zeigte das Thermometer auf dem Wagen an, und der Mann nahm in regelmäßigen Abständen eine Flasche unter seinem Mantel hervor, aus der er Salzwasser trank. Dann setzte er sich wieder in Bewegung, zog den Wagen zu irgendeiner bemerkenswert erscheinenden Stelle der Spur, lud seine Instrumente aus und untersuchte den geschmolzenen Sand und die unmittelbare Umgebung der Spur. Er entnahm Bodenproben, füllte sie in kleine Säckchen und nummerierte sie. In dieser Zeit holte seine Begleitung ihn wieder ein: ein Diener mit der Zeltausrüstung, eine Frau und zwei Kinder. Die Kinder schwiegen, denn der Mund war ihnen längst ausgetrocknet. Auch die Frau sagte nichts mehr, nur manchmal schlug sie die Kapuze ihres Gewandes zurück und enthüllte ein schön geschnittenes, gebräuntes Gesicht und eine blonde Lockenfülle bis auf den Rücken hinab.

Sie trat zu ihrem Mann. »Wie lange noch?« fragte sie. »Wann kehren wir zurück nach Suez?«

»Ja, ja, ja«, sagte der Mann, klein, wohlbeleibt und gedanklich abwesend. Er reichte ihr und den Kindern etwas zu trinken und beugte sich dann wieder über seine Instrumente. Nach einer Weile sah er auf.

»Es ist noch nicht der Beweis«, sagte er, und der Diener schrieb seine Worte eifrig mit. »Wir müssen noch weiter. Wir gehen bis zur Oase Gumrah, von dort weiter in Richtung Akaba. Es ist kein Problem. Wir werden uns in der Oase einen Führer und Kamele mieten!«

»Aber warum um alles in der Welt?« rief die Frau aus. »Weißt du denn, was du da tust, Erich?«

»Ja, mein Täubchen. Ich bin auf der Spur eines der größten Geheimnisse der Menschheit. Ich werde beweisen, daß sie da waren!«

* * *

Die indischen Regenwälder besaßen ein Eigenleben voller Geheimnisse und Überraschungen. Mit den Stunden gewöhnten sie sich daran, und Chavanda war ihnen ein guter Führer. Kein einziges Mal verloren sie die Orientierung, folgten ihm bergauf und bergab, über Flußläufe und durch sumpfige Senken.

Sie begegneten Schlangen, die wie Lianen von den Bäumen hingen und auf ein geeignetes Opfer warteten, um es zu umschlingen und dann mit der Kraft ihres Körpers zu zerdrücken oder es durch einen Biß zu lähmen und zu töten. Das Fauchen kleinerer Raubkatzen erklang ab und zu, und die Pferde scheuten bei solchen Gelegenheiten und gehorchten erst dann wieder, wenn Sringh ihnen ein bestimmtes Wort zurief.

Im Halbdunkel lauerten Spinnen und warfen sich auf die Reiter herab oder seilten sich an einem Faden auf die Rücken der Pferde. Vögel begannen einen ohrenbetäubenden Lärm zu machen, und in einem Sumpf, den sie gerade betreten hatten, geriet die Oberfläche in Wallung, schoben sich zwei Krokodile durch den Schlick, blickten kurz auf und schossen dann wie Pfeile auf die Reiter zu, die ihre Pferde herumrissen und in heftigen Sprüngen ans sichere Ufer zurückkehrten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Senke zu umreiten.

Chavanda hatte aus einer seiner Satteltaschen eine Machete hervorgezaubert, eines jener wuchtigen Haumesser, mit denen man zwei Rindern gleichzeitig den Nackenwirbel durchschlagen konnte… wenn man Rowlf hieß. Mit der Machete räumte der junge Inder alle Schlingpflanzen, Äste und sonstige Hindernisse aus dem Weg. Die Umgebung, bisher in leichte Düsternis getaucht, verschwamm immer mehr und wurde von der abendlichen Dämmerung verschluckt. Sringh zügelte Chendor und hob die rechte Hand.

»Rauch, Howard-Sahib«, flüsterte er. »Es riecht nach Rauch!«

Das mußten sie sein. Bestimmt hatten sie Fogg eingeholt.

Howard war sich sicher, daß das zutraf. Es hätte eine Gruppe von Jägern oder anderen Reisenden sein können, oder Inder, die sich auf dem Weg nach Westen befanden, um in der Großstadt Geld zu verdienen. Aber nein, alle diese Möglichkeiten kamen nicht in Frage, und Howard fragte sich, warum das so war, warum seine Überzeugung keine andere Möglichkeit zuließ. War es die Nähe eines Siegels? Spielte er unbewußt seine Fähigkeiten aus, die er im Lauf seines Trainings als Templer aktiviert hatte?

»Absteigen!« sagte Lovecraft und schwang sich von Fujars Rücken. Der Boden unter seinen Stiefeln schmatzte. Längst hatten die Schuhe jeden Glanz verloren und zeigten deutliche Spuren der langen Reise, Risse im Oberleder und Dreck von den Sohlen bis zu den Knöcheln. Auch die Enden der Hosenbeine hatten ihren Teil abbekommen und strotzten von einer Unzivilisiertheit, die jedem Stadtmenschen ein

deutliches Naserümpfen entlockt hätte.

»Wo ist es genau?« wollte der Amerikaner wissen.

»Seitlich nach links«, hauchte Chavanda. »Etwa eine halbe Meile entfernt. Das Gelände muß leicht bergauf gehen, sonst würden wir den Rauch nicht so deutlich riechen!«

Howard roch überhaupt nichts, und Rowlf schnüffelte vergebens und gab es schließlich auf, die Nase ständig nach oben zu recken. Er faßte Sluvah am Zügel und setzte sich hinter dem Inder in Bewegung.

Chavanda Sringh führte sie an einen kleinen Wasserlauf, der sich zwischen den Bäumen entlangschlängelte. Sie schritten ihn aufwärts, und Howard bemerkte, daß seine Stiefel wohl nicht für den Dschungel geschaffen waren; zumindest nicht, was ihre Wasserdichte betraf.

Eine halbe Stunde etwa marschierten sie auf diese Weise, schweigend und ständig nach vorn und hinten sichernd. Der Wald um sie herum wurde immer stiller, das Gezwitscher und Gekreische der Vögel erstarb, die anderen Tiere rührten sich nicht mehr. Sogar das typische Rasseln des Wassers, wenn Tiere tranken, blieb aus. Es war, als sei der Wald soeben gestorben. Feuchtigkeit setzte sich durch, und Chavanda stieg aus dem Wasser und deutete auf einen kleinen Pfad, der von links kam und sich nach rechts fortsetzte. Er bückte sich und betastete die Spuren. »Zwei Pferde«, flüsterte er. »Sie haben keinen Führer. Sie werden sich verirren!«

Howard schüttelte den Kopf. Er nahm eher das Gegenteil an. Ihn fröstelte wie immer, wenn sich etwas Bösartiges in seiner Nähe befand. Und das Böse leitete Phileas Fogg an sein Ziel, wo immer das sein mochte.

»Lassen wir die Pferde zurück?« fragte Chavanda. Lovecraft verneinte. Er hatte nicht vor, Versteck zu spielen. Er würde an das Feuer treten und Fogg ein paar Fragen stellen. Und er würde verlangen, daß dieser das Siegel – oder was immer es war – herausgab.

Wieder erwachten die Eindrücke vor seinem geistigen Auge, die er gehabt hatte, als er das blutrote Dreieck in der Wand berührte. Die Botschaft, die an ihn gerichtet war und nicht an Robert. Es mußte einen Grund geben, warum ausgerechnet er sie erhalten hatte.

Rowlfs Worte und seine eigenen Vermutungen verdichteten sich immer mehr zur Gewißheit. Sie liefen in eine Falle oder saßen schon darin. Die Reise war eine einzige Falle, und die Spur war zu

überdeutlich, um nicht die Absicht erkennen zu lassen. Doch wer oder was steckte dahinter?

Chavanda ließ sein Pferd los und kam zu Lovecraft herüber. Er hob die rechte Satteltasche empor und deutete auf ein Futteral, das darunterhing. Es enthielt einen Revolver, und Howard nahm die sechsschüssige Waffe heraus und steckte sie in seine Jacke.

»Der Besitzer dieser Pferde hat an alles gedacht«, sagte er. »Ein umsichtiger Mann!«

»Er hat an dem Verkauf gut verdient«, antwortete Chavanda. »Aber wir können mit der Ware zufrieden sein!«

Der Rauchgeruch wurde intensiver, und jetzt nahmen sie ihn alle wahr. Sie erkannten im Halbdunkel, daß der Wald ein wenig heller wurde und den Blick auf eine große Lichtung öffnete. Sie war von ein paar Buschgruppen bewachsen, und hinter ihr stieg das Gelände etwas steiler an als bisher und bildete eine Hügelformation, die lediglich mit dunklem, kniehohem Gras bewachsen war. An ihr entlang floß der Bach, durch den sie gekommen waren.

Howard nahm das alles mit dem ersten Blick auf. Sein zweiter galt dem Feuer, das hinter ein paar Dornenbüschen mit kleiner Flamme brannte. In seinem Schein waren deutlich die beiden Schatten zu erkennen, die sich daneben bewegten. Sie ließen sich nieder, und einer von ihnen hustete.

Howard gab Rowlf die Zügel seines Pferdes in die Hand. Er faßte in die Tasche mit der Waffe, dann schlich er auf Zehenspitzen davon. Die Entfernung zum Feuer betrug etwa dreißig Yards. Er legte sie in einer halben Minute zurück. Er machte kein Geräusch, und das weiche, feuchte Gras dämpfte seine Schritte. Er hatte sich nicht getäuscht: Es waren die beiden Weltreisenden.

»Guten Abend, Mr. Fogg!« sagte Howard Lovecraft ruhig. »Ich hoffe, ich erschrecke Sie nicht allzu sehr. Ich nehme an, Sie wissen, warum ich Ihnen gefolgt bin!«

Etwas fiel zu Boden. Phileas Fogg sprang mit einem unterdrückten Schrei auf. Er machte einen Satz zurück und wandte sich um. Sein Diener erhob sich ebenfalls. Sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen, und Howard erkannte sofort, daß Passepartout nicht wußte, was los war. Offensichtlich hatte sein Herr ihn nicht eingeweiht.

Fogg rannte davon. Er stürmte an den Pferden vorbei auf den Hügel zu, und dabei verlor er seinen Rock, den er sich über die Schultern gehängt hatte.

Passepartout erwachte endlich aus seiner Starre. Er rannte seinem Herrn hinterdrein, und auch Howard setzte sich in Bewegung.

»Haltet ihn auf!« rief er. Er rannte Fogg nach, und Passepartout wußte in seiner Ratlosigkeit nichts Besseres, als den Rock aufzuheben und sich in die Richtung zu wenden, in der sein Herr geflohen war.

Die Flucht des Mannes war für Howard der letzte Beweis, daß alles so war, wie er es vermutet hatte. Fogg hatte den Auftrag erhalten, etwas in Sicherheit zu bringen. Eine andere, konkurrierende Gruppe oder Macht hatte einen Shoggoten geschickt, um Howard dies kundzutun. Sie hatten keine andere Wahl gehabt, als der Spur zu folgen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, daß das Siegel in falsche Hände fiel.

Es ist das Siegel. Es steckt in einem Beutel!

Howard wußte nicht, ob es seine eigenen Gedanken waren, aber er wiederholte die beiden Sätze immer wieder, während er den Hang entlangrannte auf die Kante zu, hinter der Phileas Fogg verschwunden war.

»Bleiben Sie stehen!« schrie er. »Ich will Ihnen doch nichts tun!«

Hufschlag klang auf. Chavanda und Rowlf kamen herangeprescht. Rowlf warf ihm Fujars Zügel zu, und Howard sprang in den Sattel. Er jagte das Tier die Hügelformation hinauf bis auf den Kamm. Noch war es nicht völlig dunkel geworden, und der Blick reichte bis zum nächsten Waldrand. Der Hügel besaß keine Büsche, nur Gras. Niemand konnte sich darauf verstecken, und dennoch war von Phileas Fogg und seinem Diener weit und breit nichts zu sehen.

Howard zügelte den Rappen. Er wartete, bis seine Begleiter aufgeholt hatten, dann deutete er an den Flanken der Formation abwärts.

»Es muß hier eine Höhle geben oder eine Kuhle. Wir suchen sie. Weit können sie nicht sein!«

Er wendete das Pferd und sprengte den Hügelkamm entlang.

In diesem Augenblick begann sich der Boden unter dem Pferd zu bewegen…

* * *

Mr. Phileas Fogg hatte den Rock abgelegt und widmete sich der Betrachtung der Umgebung. Es war früher Nachmittag, und Passepartout folgte seinem Tun mit befremdetem Blick. Er nahm den Rock auf und bürstete ihn, und irgendwie geriet seine Hand dabei in die linke Rocktasche, wo der Beutel mit dem geheimnisvollen Inhalt ruhte, den der Diener als Urheber der seltsamen Verwandlung ansah, die mit seinem Herrn vorgegangen war. Die Finger berührten das schwarze Leder, während die andere Hand mit der Bürste den Rock ausbeulte.

Im gleichen Moment fuhr Fogg herum. Seine Augen leuchteten zornig auf. Mit langen Schritten eilte er herbei, riß Passepartout den Rock aus der Hand und hängte ihn sich um die Schultern.

»Finger weg! Du weißt, worum es geht«, schrie der Herr seinen Diener in einem Ton an, den dieser noch nie von ihm gehört hatte. Wie ein Racheengel stand Phileas Fogg über ihm, und er hätte den braven Diener um ein Haar geschlagen, wenn Passepartout nicht zurückgewichen wäre. Er murmelte eine Entschuldigung, doch Fogg ging nicht darauf ein.

»Mach Feuer«, sagte er, als sei nichts gewesen. »Wir werden bis morgen früh rasten!«

Passepartout starrte ihn mit offenem Mund an, als habe er den Verstand verloren. Dann wandte er sich rasch ab und beeilte sich, den Auftrag auszuführen. Er verschwand am Waldrand, um trockenes Holz für ein kleines Feuer zu suchen. Mr. Fogg hörte nicht, wie er sich dabei immer wieder einredete, daß sein Herr unter einem verderblichen und gefährlichen Einfluß stand.

»Der Beutel muß vernichtet werden«, murmelte Passepartout und überlegte, ob es ausreichen würde, ihn einfach ins Feuer zu werfen.

Phileas Fogg schritt zum selben Zeitpunkt hinüber zum Hügelkamm und untersuchte den Boden. »Wir sind richtig«, stellte er leise fest. »Das ist der Ort!«

Er nahm den Beutel aus der Rocktasche und hielt ihn sich gegen die Stirn. Es war, als empfange er fremde Gedanken, die seine eigenen infizierten. Er dachte in anderen Bahnen als früher, und sie waren nicht kühl und überlegt, wie es seiner Natur entsprach, eher aufbrausend und herrisch mit einer Spur Zügellosigkeit und Ungeduld.

Und darin verbarg sich ein starker Impuls, von dem er genau wußte, daß er ihm gefährlich werden konnte. Es war der Impuls der Angst.

Wovor hatte er Angst? So sehr er sich auch bemühte und sein Gewissen erforschte, er hätte es nicht sagen können. Er wandte sich um, steckte den Beutel ein und kehrte zurück auf die Lichtung. Wortlos beobachtete er seinen Diener beim Entfachen des Feuers, und dieser sah ebenso wortlos an ihm vorbei. Anschließend holte er aus den Satteltaschen einen kleinen Imbiß, und danach wurde das Schweigen fortgesetzt, bis die Dämmerung kam und sich die Dunkelheit ankündete.

Und dann kamen sie. Er hatte sie weder gehört noch gespürt. Plötzlich war der Verfolger da, stand am Feuer. Fogg sprang auf, weil er erkannte, daß dieser Mann wirklich hinter ihm her war. Bei den anderen hatte er es sich nur eingebildet.

Fogg floh, und Passepartout folgte ihm, bis er ihn hinter dem Hügelkamm einholte. Fogg riß ihm den Rock aus den Händen und zog ihn an. Er nahm den Beutel aus der Tasche und hielt ihn sich vor das Gesicht, packte sodann Passepartout am Ärmel und zog ihn ein Stück den Hang hinab.

Das Gras um sie herum begann zu wachsen! Zumindest war dies Passepartouts Eindruck. Dann bemerkte er mit Schrecken, daß der Boden nachgegeben hatte. Sie waren eingesunken, ragten nur noch mit dem Oberkörper aus dem Boden heraus. In der nächsten Sekunde waren sie ganz verschwunden.

»Keine Sorge«, beruhigte Fogg ihn. »Uns geschieht nichts. Der Berg wird sich nicht schließen. Aber er wird etwas anderes tun!«

Der schwarze Beutel begann von innen heraus zu glühen. Es war ein kaltes, entsetzliches Licht, das grinsende Totenschädel auf die verworfenen Erdwände zauberte und ein Grollen im Untergrund entfachte. Ringsherum begann das Erdreich zu bluten, rann rote Flüssigkeit in dünnen Rinnsalen zu Boden und bildete rasch Pfützen, in denen Fogg und sein Diener standen.

»Ich... will... weg«, ächzte Passepartout. Er stand am Rande eines Nervenzusammenbruchs. »Nur weg von hier!«

Er streckte sich nach oben, um den Rand des Loches zu fassen, in dem sie standen. Fogg riß ihn zurück, holte aus und gab dem Diener eine schallende Ohrfeige.

»Du wirst sterben, wenn du nicht genau das tust, was ich dir befehle!« zischte er.

Passepartout zuckte ob der Gefährlichkeit in seiner Stimme zusammen und duckte sich. Er machte sich klein und schloß die Augen, um nicht ertragen zu müssen, was ihm die Angst vorgaukelte. Er sah eine Burg hoch in den Wolken, und sie stürzte in sich zusammen und begrub alles unter sich, was sich in ihr befunden hatte. Und er sah ein Haus, ein englisches Haus, in dem es brodelte und dampfte.

»Aouda und die Kinder!« schrie Passepartout und riß die Augen auf. Fogg packte ihn am Kragen und schüttelte ihn.

»Denke nicht daran!« flüsterte er. Über ihnen erklang Hufschlag, und dann ein dreifacher Schrei.

Auf Foggs Gesicht erschien ein Grinsen, ein Ausdruck teuflischer Genugtuung, der dem Diener nur deshalb entging, weil sein Herr sich abgewandt hatte, um die roten Schlieren am Erdreich zu betrachten. Ein Teil der Wandung der kleinen Grube stürzte ein und gab den Blick frei in eine Welt, die alles andere als alltäglich war – ein Blick, den ein Mensch gewöhnlich nicht wagen sollte.

Was sie sahen, barg den Wahnsinn in sich.

Passepartout sah das Nichts – ein dunkles Etwas ohne Licht und Luft. Es riß gierig seinen Rachen auf und streckte sich der Öffnung entgegen, die sich über ihm gebildet hatte und immer größer wurde. Die Erdbrocken, die hinabstürzten, wurden von kochendem Speichel getroffen und lösten sich in dunklen Rauch auf.

Wieder erklang ein Schrei, diesmal in der Nähe der Öffnung. Phileas Fogg preßte den Beutel an seine Brust und gab ein zufriedenes Brummen von sich.

»Gleich!« sagte er. »Gleich ist es geschafft!«

Sie beobachteten, wie drei Reiter und drei Pferde auf einer Scholle aus Gras und Dreck hinab in die Tiefe stürzten und dann im Dunkel jener Bereiche verschwanden, in die kein Licht der Dämmerung mehr fiel. Dann brachen die anhaltenden Schreie der drei Menschen ab, und das Loch in der Wand schloß sich. Der Boden geriet in Bewegung, und Passepartout sank in sich zusammen und rührte sich erst wieder, als er einen Fußtritt seines Herrn empfing, der ihn darauf hinwies, daß sie an die Oberfläche zurückgekehrt waren. Der Diener erhob sich schwankend, blickte über den Hügelkamm hinweg und ließ seine

Augen über das Gras schweifen.

Erleichterung befiel ihn. Es war alles nur ein böser Traum gewesen. Der Hügel war unversehrt, und unten auf der Lichtung glomm das kleine Lagerfeuer. Suchend sah er sich um.

»Wo sind die drei Männer? Sie müssen weitergeritten sein«, sagte er.

»O nein!« Fogg lächelte ein zynisches Lächeln wie noch nie in seinem Leben. »Sie sind da drin!« Und er deutete auf den Boden.

Passepartout wurde kreidebleich. Er rannte davon, bückte sich mehrmals und untersuchte das Gras. Nirgendwo war eine Bruchstelle festzustellen. Alles war so wie zuvor.

»Es ist nicht möglich«, stammelte er. »Alles… war ein Traum!«

»Es war die Wirklichkeit!« schärfte Phileas Fogg ihm ein. »Laß uns schlafen gehen. Unsere Aufgabe ist beendet. Wir setzen die Reise fort!«

* * *

Rowlfs Schrei kam zu spät. Howard wandte den Kopf und blickte zurück. Fujar machte einen Satz nach vorn, aber dort war die Situation auch nicht besser. Der Boden gab nach. Er brach einfach ein, und einen kurzen Augenblick dachte Howard daran, daß Fogg und sein Diener eingebrochen und in der Tiefe verschwunden waren. Es störten ihn allein die fehlenden Schreie, irgendein Zeichen, das auf ein Unglück hinwies.

»Zurück!« schrie Chavanda Sringh.

Panik beherrschte seine Stimme, und Howard wollte etwas erwidern, aber es blieb ihm im Hals stecken. Plötzlich drang aus der Tiefe ein Gestank zu ihm herauf, der ihn an Shoggoten erinnerte. Und in diesem Sekundenbruchteil begriff er, daß Rowlf von Anfang an recht gehabt hatte. Es war eine Falle. Es ging nicht um ein Siegel oder etwas anderes, was die Spur zu einem Siegel weisen konnte. Es ging allein um ihren Tod.

Sie waren aus London weggelockt worden, weil ihre mächtigen Gegner sich ihrer entledigen wollten.

Der Gedanke mobilisierte Howards letzte Kräfte. Er warf sich nach vorn, trieb Fujar an, der zwei bockige Sprünge machte und dann mit

allen vieren einsank. Der Rappe begriff selbst, daß es um Leben und Tod ging. Er arbeitete sich voran, aber es war, als wate er in dickem Morast. Er kam kaum vorwärts, und inzwischen war der Boden mindestens zwei Meter abgesunken. Rowlf begann zu brüllen, als könnte er mit seinem Geschrei die Gefahr beseitigen oder den Shoggoten in der Tiefe verjagen. Es half alles nichts. Die Pferde kamen nicht voran und wieherten angstvoll. Sie blieben nun ganz stecken und taten in ihrem Instinktgebaren etwas, das völlig natürlich war: sie warfen ihre Reiter ab. Howard, Rowlf und Chavanda sahen sich plötzlich nebeneinander wieder, halb verschlungen von dem Erdreich, dreckig und nicht einmal in der Lage, richtig Luft zu holen.

»Schwimmt!« schrie Howard auf. »Bewegt euch schwimmend vorwärts!«

Der nächste Satz ging in einem urgewaltigen Donnern und Tosen unter. Der Boden unter ihnen brach endgültig ein, die Erde öffnete sich, als sei der Hügelkamm der Rachen eines Ungeheuers, das sie verschlingen wollte. Finsternis war unter ihnen, und aus dieser Finsternis trieben Kälte und Leere zu ihnen herauf und der Gestank von unheiligem Protoplasma. Sie begannen nach Atem zu ringen, aber da war keine Luft in dem Sog, der sie nach unten riß. Es wurde dunkel, und Erdreich und Grasbüschel fielen auf sie und nahmen sie mit hinab in die Tiefe. Sie befanden sich jetzt im freien Fall, und Chavanda und Howard hörten gleichzeitig auf zu schreien. Dann verstummte auch Rowlf.

Howard Lovecraft war unfähig, noch den Mund zu bewegen. Er wußte nur, daß er die Augen weit aufgerissen hielt.

Robert! dachte er in einem letzten, verzweifelten Gedanken. Vergiß uns nicht!

Zuerst waren es Shannon und Shadow gewesen, die zu Opfern auf dem Weg des Hexers geworden waren.

Jetzt Rowlf und er.

Nur ein einziger Mensch war ihm geblieben. Pri.

Priscylla soll genesen! war Howards letzter Wunsch, dann umfing ihn die ewige Nacht, wurde er von der Erde aufgesogen, näherte er sich immer schneller den kalten, glitschigen Felsen des Untergrunds, den steinernen Monolithen der Eingänge, dem Aufschlag, der gleichbedeutend war mit dem Tod.

Die Ereignisse hatten sich überstürzt; Howard hatte keine Zeit gefunden, sich zu konzentrieren und seine Fähigkeiten einzusetzen, die ihnen bereits im Suezkanal das Leben gerettet hatten. Diesmal besaß er nichts, was sie noch rettete.

Es war endgültig vorbei. Der Tod griff mit raschen Fingern nach ihnen, und er war entschlossen, sie nicht mehr aus seinen Klauen zu lassen.

Sie waren seine Opfer.

Aber Opfer wofür?

Die Frage interessierte niemanden mehr; nicht einmal Phileas Fogg. Er hatte seine Pflicht getan, seinen Auftrag erfüllt. So wie Moriarty.

Das Nichts umfing die drei Stürzenden. Sie hatten das Bewußtsein verloren und spürten den tödlichen Aufschlag nicht mehr.

Und das war das letzte gnädige Geschenk des Schicksals an sie...

* * *

Phileas Fogg erwachte mitten in der Nacht. Er konnte nicht sagen, was ihn geweckt hatte. Er wälzte sich herum und stieß Passepartout an. Der Diener kam schlaftrunken hoch.

»Da ist etwas«, hauchte Fogg. Er deutete hinüber zu der Hügelformation. Sie war in gelbliches Licht getaucht, und der Himmel darüber war finster. Etwas war dort, wie eine Fata Morgana flackernd und doch Wirklichkeit.

Fogg spürte es in sich, daß es wirklich war. Er griff nach dem Beutel und hielt ihn empor. Er fühlte sich so heiß an, daß Fogg ihn um ein Haar hätte fallen lassen. Er nahm ihn vorsichtig am oberen, versiegelten Ende, wog ihn in der Hand und stellte fest, daß er schwerer geworden war.

»Komm!« sagte er an Passepartout gewandt.

Er erhob sich und schlüpfte in seinen Rock, setzte sich langsam in Bewegung und strebte dem Hügel zu. Passepartout folgte ihm nur zögernd, und er murmelte dabei unaufhörlich vor sich hin. Schließlich blieb Fogg stehen und warnte ihn.

»Keinen Laut«, sagte er. »Wir beobachten nur, was vor sich geht!«

Sie bewegten sich bis zu einer Buschgruppe, hinter der sie stehenblieben.

Am wolkenverhangenen Himmel zeichnete sich ein riesiges Oval ab, eingerahmt von unzähligen kleinen Flämmchen, die von Gelb bis Rot in allen Farbschattierungen flimmerten. Das Oval senkte sich langsam auf die Hügelformation herab und verharrte in etwa vierzig Fuß Höhe über dem Kamm.

Dann entzündete es sich. Die Flammen liefen kreuz und quer, und das Feuergebilde sank herab und berührte den Hügelkamm. Eine Dampfwolke stieg auf, hervorgerufen durch den Zusammenprall, von Hitze und Feuchtigkeit. Der Hügel begann zu brennen, und nach wenigen Sekunden war der Kamm abgetragen, verschwand der Hügel in dem gierigen Feuer. Die Hitze wurde unerträglich, und sie trieb Phileas Fogg und seinen Diener bis in den Regenwald hinein. Aus dem Schutz der Bäume beobachteten sie, wie das Feuergebilde den Hügel verschlang und sich dann ein Stück nach unten in den Boden senkte.

Ein Grollen erklang, und dann löste sich der feurige Teppich wieder vom Boden, stieg rasch in den Himmel und verschwand in östlicher Richtung. Zurück blieb ein rauchendes Loch im Boden, in das bald Erdreich nachrutschte. Die Lichtung begann zu wandern, und Fogg schickte Passepartout hinaus, der hastig alles zusammenraffte, in die Reisetasche stopfte und diese zu seinem Herrn in den Wald trug. Die beiden entfernten sich eine Meile von der Lichtung und verbrachten den Rest der Nacht in gegenseitiger Wache. Als der Morgen graute, erhoben sie sich, sahen nach den Pferden und schritten um das Gelände herum, das einmal eine Lichtung mit einer Hügelkette gewesen war.

Nichts war davon übrig. Ein riesiges Loch gähnte im Boden, das sich nur zögernd mit Erdreich aus der Umgebung füllte. Ein Stück Waldrand brach ab und rutschte in das Loch hinein, und letztendlich würde von dem ganzen Desaster nur eine Bodenvertiefung übrigbleiben, die sich nach und nach füllte.

»Was mag das für eine Erscheinung gewesen sein?« fragte sich Mr. Fogg mit nachdenklichem Gesicht. »Aber wenn die drei Verfolger den Tod nicht bereits in den Vorhöfen Kadaths gefunden haben, dann sind sie in der Hitze dieses Feuers verglüht!«

Passepartout gab keine Antwort. In seinem Gesicht stand nur

ungezügelte Furcht und die Angst davor, etwas Unbedachtes zu tun.

Etwa, Mr. Phileas Fogg umzubringen.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Das Schicksal von Howard Lovecraft und Rowlf scheint besiegelt – und auch Robert Craven schwebt in einer tödlichen Gefahr! Mit knapper Not aus der *Sandrose* entkommen, jener gewaltigen Schwarzen Festung in der Arabischen Wüste, sehen er und Sill el Mot sich einer noch schrecklicheren Bedrohung gegenüber – dem Todeswind!

Einem Sandsturm, der das Land verschlingt, der alles Leben in Sekunden tötet. Naturgewalten, vor denen es kein Entrinnen gibt – und die den Hexer in ein Abenteuer entführen, das alle Grenzen der Phantasie sprengt.

Eine Reise in eine geheimnisvolle Welt, die keines Menschen Auge je erblickt hat…

Die phantastische Reise